

Der Erste Weltkrieg von 1914-1918

Der Kampf um Tsingtau

Ich bin auf den Krieg in Europa schon seit langem gerüstet gewesen und hatte in den Balkanwirren und der Marokkospannung mir im stillen oft die Konsequenzen für mein persönliches Dasein vorgestellt, so daß es mir nicht schwerfiel, alle meine Angelegenheiten in wenigen Tagen so zu ordnen, daß sie bei meiner Einberufung zum Heeresdienst weitergeführt, die schwebenden Prozesse durch meinen japanischen Rechtsanwalt allein übernommen und alles so erledigt werden könnte, daß keine Unterbrechung in der Bearbeitung einträte und auch die finanzielle Seite der Weiterexistenz meines Büros sowie seine Fortführung durch meinen Angestelltenstab gesichert wären. Bald hatte ich alles soweit sich die Zukunft übersehen ließ geordnet und wartete nun auf die entscheidende Stunde, wo ich nach der Kriegserklärung einberufen und entweder nach Deutschland oder nach Tsingtau zur Verteidigung unseres Kiautschou-Gebiets abreisen würde. Am 2. August 1914 erreichte mich die telegrafische Einberufung von Seiten des Gouverneurs von Tsingtau, und ich begab mich am gleichen Tage nach Tokyo, um mit den Mitgliedern der Botschaft, mit denen ich nach meinem Ausscheiden aus dem Dienst immer noch enge Fühlung hielt zu besprechen, ob eine Beteiligung Japans am Krieg wohl zu erwarten sei und auch, um ihnen allen Lebewohl zu sagen.

Was ich vernahm klang wenig ermutigend. Die meisten sahen dem Zweifrontenkrieg mit großer Sorge entgegen und hielten es für durchaus möglich, daß Japan mit seinem erst kürzlich nach dem bedauerlichen Marineskandal zur Regierung gelangten deutschfeindlichen Kabinett sich auf die Seite der Alliierten schlagen würde, namentlich Englands wegen, mit dem Japan seit 1901 im Militärbündnis stand. Man erwartete einen Angriff Japans auf Kiautschou, dessen Erwerbung von China als deutsches Schutzgebiet Ende der 90er Jahre (also bald nach dem Japanisch-Chinesischen Kriege 1894/95, wo wir uns an der Intervention des Zweibundes beteiligt und man den Japanern Port Arthur aus den Zähnen gezogen hatte), von Japan als

Hintergehung empfunden wurde. Ich verwies auf unser ehemaliges Garantie-Abkommen für Kiautschou von 1904. Zu meinem größten Erstaunen war die damalige Absprache keinem einzigen der Botschaftsmitglieder bekannt. Ich hatte das alles miterlebt und erzählte darum den Hergang: im August 1904 waren bei einem japanischen Flottenangriff auf die in Port Arthur nach dem ersten Torpedobootüberfall dezimierte russische Flotte der große Kreuzer "Cesarewitsch" und ein kleiner Kreuzer "Anhalt" durchgebrochen und nach Tsingtau geflohen. Japan forderte von uns nach den in solchen Fällen geltenden Regeln für Neutrale im Seekrieg die Desarmierung der Schiffe und Internierung der Besatzungen oder die Ausweisung aus dem Zufluchtshafen. Nach einem spannungsreichen Tag traf von Berlin die Order ein die Schiffe zu desarmieren und die Mannschaften zu internieren, wobei Berlin angesichts der bisherigen unfreundlichen Haltung Japans gegenüber Kiautschou forderte, daß Japan Kiautschou als wohlerworbenes deutsches Pachtgebiet anerkennen und seinen Besitz garantieren solle. Das Japanische Auswärtige Ministerium gab seine Zustimmung, und die beiderseitigen Erklärungen wurden in Form von Verbalnoten abgegeben. Im Reichstag haben damals unsere Konservativen gegen dieses Ansinnen an Japan gewettert, das sie als Demütigung empfanden. Ich empfahl, die Botschaftsakten hierüber nachzulesen und den Botschafter Grafen Rex, der von seinem Sommersitz noch nicht nach Tokyo zurückgekehrt war, nachdrücklich auf diese alte Zusicherung Japans hinzuweisen, u.a. sprach ich auch mit dem Militärattaché von Falkenhausen (dem späteren berühmten General) und dem Marineattaché Wolfgang von Knorr.

Dann wurden in Yokohama die Koffer gepackt, ein Kreditbrief von der Deutsch-Asiatischen Bank beschafft, Abschied ohne Bangen von den Freunden genommen, und am 4. August morgens bestieg ich in Yokohama den D-Zug nach Shimonoseki, von wo aus die Reise nach Überquerung der Meerenge zwischen Japan und Korea über Land mit der Bahn nach Tsingtau weitergehen sollte. Im Zuge traf ich eine kleine Schar deutscher Freunde, die gleich mir an die Front nach Tsingtau eilten, einige als gediente Soldaten, andere als Kriegsfreiwillige. Unter den ersteren war der halbjapanische Sohn des hervorragenden deutschen Chirurgen Prof. Scriba, der einige Jahre aktiver Leutnant gewesen war. Er verblüffte mich durch die Aufforderung, mit ihm und zwei Genossen während der Fahrt Skat zu spielen, was

ich mit dem Hinweis auf den Ernst der Zeit ablehnte. Am Abend trafen wir in Kobe ein, wo sich auf dem Bahnhof Sannomiya ein richtiger Volksauflauf gebildet hatte, um die gar nicht kleine Anzahl braver deutscher Männer unter den schmetternden Tönen einer Blaskapelle zum Zuge zu begleiten. Als das Orchester "Deutschland, Deutschland über alles" und "Die Wacht am Rhein" anstimmte, fingen alle Deutschen sowie die zahlreich erschienenen Japaner an zu singen, und es wirkte so, als wenn Japan unsern Kriegszug gegen Rußland und Frankreich mit größter Begeisterung mitmachte. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und unter lautem Hurra der Menge fuhren wir unserm unsicheren Geschick entgegen.

Am nächsten Morgen überquerten wir die Meerenge zwischen Japan und Korea und fuhren von Fusan aus mit der sehr bequemen mandschurischen Bahn auf russischer Spurweite nach Norden. Ich teilte mit Hagmann ein großes Schlafwagencoupé. Als wir uns zur Ruhe begeben wollten, fiel aus einem Gepäckabteil über uns ein schwerer Koffer genau auf das Kopfkissen Hagmanns. Wäre das wenige Minuten später geschehen, hätte es ein Unglück gegeben. Mich beschlich ein leises Grauen... eine Vorahnung kommenden Unheils. Die Fahrt ging über Seoul und Antung an der mandschurischen Grenze nach Mukden. Während der Fahrt lernte ich einen aus der Südsee von seinem Kommando eines deutschen Vermessungsbootes abgelösten Korvettenkapitän Mündel kennen, der, vom langen Tropendienst mitgenommen, mit seiner Frau eine Urlaubsreise antreten wollte, die er durch den Kriegsausbruch nun unterbrochen sah. Er war aufgeregt und pessimistisch gestimmt. Unterhaltungen mit ihm hatten etwas Bedrückendes, er sah den Krieg schwarz in schwarz an. Ich riß mich zusammen, um mir selbst und ihm Mut einzuflößen. In Mukden erreichte uns die Nachricht von der englischen Kriegserklärung, die England mit unserm Bruch der belgischen Neutralität begründete. Mündel trennte sich darauf von seiner Frau, die allein über Amerika nach Deutschland reisen sollte.

In Mukden traf ich einen Japaner, der mich fragte, wohin wir denn alle wollten? Auf meine Antwort "nach Tsingtau" erklärte er, daß wir das besser unterlassen sollten, Japan würde uns Kiautschou sehr bald abnehmen. Ich lachte ihn aus, aber er nahm einen Bleistift und zog einen großen Kreis auf einer im Bahnhof hängenden Karte von Nordchina und sagte: "Das ganze Land von der Manschurei aus mit Peking und dem Shan-

tungsgebiet würde von Japan genommen werden. Japan würde sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, wenn die europäischen Tiger sich im Krieg gegenseitig zerfleischen wollten". Ich nahm das alles scherzhaft auf, und er lachte schließlich selbst über seine kühnen Räuberpläne. Von Mukden ging es über Tientsin nach Tsinanfu, dem Endpunkt unserer von Tsingtau aus gebauten Shantungbahn, wo wir eine Nacht verbrachten. Ich traf dort einen alten Freund aus Tsingtau, Dr. Mohr, gleich mir Reserveoffizier, der sich im Auftrag des Gouvernements in Tientsin bemüht hatte, zur Verstärkung der Ausrüstung 36 Erhardt-Feldgeschütze nebst Munition, die Deutschland gerade der Chinesischen Regierung geliefert hatte, ihr gegen hohe Entlohnung abzukaufen. Die Chinesen waren dazu auch bereit, aber irgendwie ist das schöne Unternehmen, das die Verteidigungsmöglichkeit Tsingtaus wesentlich verstärk hätte, gescheitert. Wir besprachen diese Sache sowie die Kriegslage im Garten des Leiters der Deutsch-Asiatischen Bank. Es war eine sehr heiße Nacht.

In dem deutschen im chinesischen Stil aus vielen einzelnen getrennt gebauten Zimmern bestehenden Hotel herrschte die ganze Nacht über ein wüstes Treiben. Unsere auf etwa 30 Leute angeschwollene Mannschaft vergnügte sich mit schönen Galizierinnen, die wegen des Kriegsausbruchs aus Tsingtau ausgewiesen waren.

Am 8. August zogen wir feierlich in Tsingtau ein. Begrüßt von Offizieren des Seebataillons wurden wir unter schmetternden Klängen der ausgezeichneten Militärkapelle in die Stadt geleitet, wo die Mannschaft in Kasernen und wir wenigen Offiziere im Hotel "Prinz Heinrich" unterkamen. Am nächsten Tag meldete ich mich beim Gouverneur Kpt. Meyer-Waldeck und dem Chef des Stabes Kpt. Saxer, der das Oberkommando über unsere Wehrmacht führte. Ich war schon erwartet worden und wurde sofort gründlich über die zu erwartende Stellungnahme Japans ausgehört. Ich teilte mit, was ich auf der Botschaft gehört hatte, erklärte die Haltung Japans für durchaus bedenklich, aber vorläufig nicht ganz hoffnungslos, da Japan durch die nach deutschem Vorbild geschaffene Armee und viele persönliche Beziehungen hoher Offiziere im Grunde für Deutschland starke Sympathien hätte. Das Ergebnis unserer Diskussion war, daß die beiden Höchstkommandierenden Tsingtaus sagten, sie würden sich auf das schlimmste, nämlich einen Angriff Japans, soweit wie möglich einrichten. Ich erwähnte in diesem Gespräch, daß

ich mit dem mir eng befreundeten Redakteur unserer deutschen Zeitung in Japan, Ostwald, einen privaten Telegramm-Code vereinbart hätte, um Nachrichten über die politische Einstellung Japans, seine evtl. Mobilmachung u. dergl. mehr erfahren zu können, machte auch auf das Garantie-Abkommen zwischen uns und Japan von 1904 aufmerksam, was großes Interesse fand. Ich erhielt darauf ein Kommando in der Nachrichtenabteilung des Gouvernements und habe in den ersten Tagen im Namen des Gouverneurs den Grafen Rex mit Chiffretelegramm auf die Zusicherungen Japans aus dem Jahre 1904 aufmerksam gemacht, auch wiederholt mit Ostwald mittels meines Codes Nachrichten ausgetauscht. Wir erfuhren auf diese Weise doch gewisse verdächtige Bewegungen japanischer Streitkräfte.

Militärisch wurde ich der 2. Kompanie des Ostasiatischen Marinedétachements zugeteilt. Letzteres, aus drei Kompanien Infanterie bestehend, war nach den Boxerwirren in China zur Verteidigung der Gesandtschaft in Peking im "Legation Quarter", in Tsingtau aufgestellt worden. Ein Teil der Truppe lag ständig in Peking mit einer Feldhaubitzen-Batterie zusammen. Die ganze Truppe war nun zur Verstärkung des aus vier Infanteriekompanien, einer berittenen Kompanie und einer Feldbatterie bestehenden 3. Seebataillons von Tientsin nach Tsingtau verlegt worden. Aus den zahlreichen nach Tsingtau strömenden Reservisten aus ganz Ostasien wurde noch eine 6. und 7. Kompanie gebildet. Die Matrosen-Artillerie und später eingezogenen Landsturmlaute eingerechnet zählte die Besatzung von Tsingtau insgesamt rund 4000 Mann mit Offizieren. Das ostasiatische Kreuzergeschwader mit den beiden großen Kreuzern "Scharnhorst" und "Gneisenau" war unter dem Befehl des Admirals Grafen Spee bereits in See gegangen, um sich möglichst mit der deutschen Flotte zu vereinen. Als einzige Kriegsfahrzeuge waren das Kanonenboot "Jaguar" und das altersschwache Torpedoboot S 90 übriggeblieben, außerdem lag im Hafen der alte österreichische Kreuzer "Kaiserin Elisabeth". Die schlagkräftige "Emden" hatte ihren Kreuzerkrieg gegen die englische Handelsflotte bereits begonnen.

In Tsingtau wurden schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft umfassende Vorbereitungen für eine evtl. Verteidigung der Stadt eingeleitet. Eine fieberhafte Tätigkeit regte sich allenthalben. Das Seebataillon bezog die dem Gelände von Tsingtau in einem Umkreis von etwa 5 km vorgelagerten Infanteriewerke. Gutgedeckte Hohlwege führten zu den betonierten

Kasematten, in denen die Mannschaften untergebracht wurden. Vor den I-Werken erstreckte sich im Zickzack, in der Tiefe angelegt, ein großes Drahhindernis mit einer weißgetünchten Wand gegenüber den Schießscharten der Kasematten, zwischen denen in offenem Gelände Schützengräben für den Flankenschutz der Werke ausgebaut wurden.

Vor den I-Werken breitete sich in einer Entfernung von etwa 4-5 km eine hochaufragende Hügelkette aus, die von ihren höchsten Punkten einen freien Ausblick über die Werke und ganz Tsingtau gestattete. Das Marineamt hatte früher den Antrag gestellt, diesen Höhenzug in den befestigten Ring um Tsingtau einzubeziehen. Er wurde aber leider vom Deutschen Reichstag abgelehnt, obwohl es jedem Einsichtigen klar war, daß die Besetzung der Höhen durch einen militärisch wohlgerüsteten Feind Tsingtau zum Verderb werden mußte. Der Reichstag begnügte sich aber mit diesem dürftigen Befestigungszustand, der nur zur Abwehr von chinesischen Boxerhorden eingerichtet worden war und wollte Tsingtau nicht zu einer Art Festung ausbauen. Gelang es feindlicher Artillerie, auf den das ganze Gelände beherrschenden Höhen Stellung zu nehmen, so war das Schicksal Tsingtaus besiegelt, und die Verteidigung mußte zum sinnlosen Opfer werden.

Zur Sicherung freien Schußfeldes vor den Werken mußte zum allseitigen tiefsten Bedauern der mühsam in den Jahren nach der Erwerbung des Schutzgebiets angelegte und trefflich herangewachsene Akazienwald niedergelegt werden. Chinesen eilten herbei, um sich des im baumlosen Kiautschougebiet kostbaren Holzes zu bemächtigen. Chinesische Hilfsarbeiter standen überall der deutschen Truppe getreulich zur Seite. Der um sich greifende deutsche Rüstungseifer trieb gelegentlich merkwürdige Blüten. So glaubte auch das Sanitätskommando Vorkehrungen für einen kurzen blutigen Verteidigungskampf gegen einen zahlenmäßig überlegenen Angreifer treffen zu müssen, indem es anordnete, auf der Hauptstraße von Tsingtau in der Nähe der I-Werke Massengräber auszuheben. Die sehr tief angelegten Gruften wurden vorsorglich sogar schon mit Kalk bestreut. Unsere Soldaten sind täglich an diesen für sie bestimmten Ruhestätten unter frivolen Scherzworten vorbeigezogen.

Meine Tätigkeit im Nachrichtenbüro bestand darin, die uns in den ersten Wochen regelmäßig zugehenden mit größtem Interesse und Jubel aufgenommenen drahtlosen Berichte von Nauen an den Gouverneur und unsere Presseabteilung zur Ver-

öffentlichung an die Tsingtauer Bevölkerung weiterzugeben. Mit Zustimmung von Kpt. Saxer bemühte ich mich, außer mit dem schon erwähnten Telegramm nach Tokyo und Yokohama, durch eine fingierte Aussprache mit einem vornehmen Japaner, die ich an Ostwald zur Weiterleitung an die japanische Presse drahtete, Japan vom evtl. Eingreifen in den Krieg gegen uns abzuhalten. Darin war ausgeführt, daß es dem "bushido", der altjapanischen Ritterehre, widerspräche, ein bereits im Kampf mit vielen Gegnern liegendes Land als vierter anzufallen. Die althergebrachte Ehre und Würde japanischer Kriegerauffassung verbiete solchen Kampf. Man solle Gewehr bei Fuß abseits stehen. Das Telegramm ist tatsächlich in der japanischen Presse erschienen, seine Wirkung ist leider verpufft. Obwohl noch nicht zum aktiven Dienst in der Kompanie herangezogen, versäumte ich nicht, mich dem Kompanieführer, dem außerordentlich lebenswürdigen und humorvollen mir gleichaltrigen Hauptmann Schaumburg vorzustellen. Die übrigen beiden aktiven und vier Reserve-Offiziere der Kompanie lernte ich erst allmählich kennen.

Abends war ich viel mit dem mir von früher her gut bekannten Oberrichter Crusen und dem hervorragenden Sinologen Prof. Wilhelm zusammen.

Unser Zurückweichen nach der aufgegebenen Marineschlacht erfüllte uns mit großer Sorge. In der Nacht des 16. August, als ich zum Nachtdienst im Nachrichtenbüro saß, traf in chiffriertem Telegramm der Botschaft Tokyo die Nachricht von dem uns von der Japanischen Regierung gestellten Ultimatum zur Räumung des Kiautschougebiets ein, das ich sofort an den Gouverneur und Kpt. Saxer weitergab. Wir sollten uns bis zum 23.8.14 bereit erklären, das Kreuzergeschwader aus ostasiatischen Gewässern zurückzuziehen, ferner Tsingtau und das Pachtgebiet Kiautschou bis zum 15. September zu räumen.

Schwerwiegende Entschlüsse mußten gefaßt werden. Der deutsche Geschäftsträger in Peking von Maltzan riet angesichts eines aussichtslosen Kampfes mit Japan zur Räumung, also Zurückziehung unserer Streitmacht und der ganzen deutschen Bevölkerung von Tsingtau, während es das Ehrgefühl der Marine verlangte, sich einem Angriff zu stellen. Im Kriegsrat des Stabes wurde beschlossen, an den Kaiser ein von dem wortgewandten Major Kayser entworfenes Telegramm mit den in Deutschland berühmt gewordenen Worten zu drahten: "Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Außersten. Meyer-Waldeck". Der Gouverneur

hat mit diesem Telegramm einen Heldenruhm geerntet, obwohl er als reiner Verwaltungsbeamter von hohen Fähigkeiten persönlich alles andere als ein Kriegsheld gewesen ist. Es war ein Glück für ihn, daß wenige Stunden nach Absendung des Telegramms nach Berlin der direkte Befehl vom Kaiser eintraf, Tsingtau unter allen Umständen zu halten.

Die Entscheidung war gefallen, und die vorher nur provisorisch getroffenen Rüstungen wurden nun mit größter Beschleunigung und aller denkbaren Umsicht fortgesetzt. Der Stab zog mit seinen Abteilungen, auch meinem Nachrichtenbüro, aus den oberen Räumen der Bismarck-Kaserne in den im Erdgeschoß eingebauten bombensicheren Keller, dessen Decke durch meterhohe Haufen von Sandsäcken in dem darüberliegenden Stockwerk verstärkt wurde. Das Personal des Stabes war sehr eng untergebracht. Nachrichten aus Nauen trafen nicht mehr ein, weswegen ich mich für überflüssig hielt und den Chef des Stabes Kpt. Saxer um meine Enthebung aus dem bisherigen Kommando und die Erlaubnis, mich zum Frontdienst zu melden, bat. Somit gelangte ich endlich zu meiner Kompanie, die sich in Litsun, dem Sitz eines Bezirksamts, einige Kilometer vor Tsingtau, befand. Ich meldete mich bei meinem Hauptmann zum Dienst, wurde sehr freundlich begrüßt und quartierte mich in einem der niedrigen steinernen Wohnhäuser der Beamten ein. Der Hauptmann teilte lebenswürdigerweise sein Zimmer mit mir als dem nächstältesten Offizier und behandelte mich während der ersten Tage im Dienst mit größter Schonung, da er bemerkt hatte, wie sehr ich von den aufreibenden Arbeiten der letzten Monate in Yokohama und den aufregenden ersten Wochen nach Kriegsausbruch mit den Nerven herunter war. Auch die ungeheure Hitze machte mir viel zu schaffen. Ein gesunder Nachtschlaf war unmöglich. Er wurde gestört durch Millionen von Moskiten, die in allen Räumen saßen. Natürlich hatten wir Moskitonetze, aber regelmäßig drang noch eine Menge dieser lästigen Plagegeister unter das Netz. Es war rührend, wie der hierin schon geübte Major Schaumburg selbst mit der Kerze unter mein Netz fuhr und hintereinander die Tiere absengte. Bald lernte ich auch diese Kunst, die, um ein Feuerfangen des Netzes zu verhindern, äußerst vorsichtig geübt werden mußte.

Unser Barackenlager lag am rechten Ufer eines sehr breiten ausgetrockneten Flußbetts, durch das eine auszementierte, aus einzelnen Steinplatten bestehende Furt führte, zu deren Seite

in gewissen Abständen einbetoniert, Eisenstangen, mit Eisen-
drähten verbunden, angebracht waren. Das diente zum Schutz
gegen die in diesen Regionen manchmal nach großen Regen-
güssen mit plötzlicher Gewalt einbrechenden Wassermassen. Ich
sah und hörte alles mit Verwunderung und erlebte denn auch
nach einem längeren Regentag, wie das harmlose trockene große
Flußbett sich plötzlich in einen reißenden Strom verwandelte.

An jenem Abend vor Einbruch der Dämmerung kam von
Tsingtau wie sonst auch mit einem Eselsgespann die Furage für
unsere Kompanie, von zwei Ordonanzen begleitet, vom jenseitigen
Ufer an. Die beiden Leute gingen trotz der starken Strömung
ruhig mit ihrem Wagen in das etwa 2-3 Fuß tiefe Wasser zur
Furt hinab, um zu unserm rechten Ufer zu gelangen, wurden
aber bald von der ungeheuren Strömung fortgerissen. Esel,
Wagen und ein Begleiter wurden weggespült, der andere hielt
sich an einer der Schutzstangen fest. Großes Geschrei und große
Aufregung in der Kompanie; Viele versuchten schwimmend den
Mann zu erreichen was nicht gelang, und alle möglichen andern
Rettungsversuche wurden angestellt. Inzwischen war es Nacht
geworden. Die Wassermenge schwoll ins Ungeheure, und der
Urgewalt war nicht mehr beizukommen. Man konnte den Mann,
der sich an der Stange festklammerte und jämmerlich um Hilfe
schrie, nicht retten. Beide Ordonanzen wurden am nächsten
Morgen, als die Wasser abgelaufen waren, die Köpfe im Sand
tot aufgefunden. Dies waren die ersten Toten unseres
Tsingtau-Krieges. Die ganze Kompanie weinte, als sie einge-
bracht und wegen der Hitze alsbald beerdigt wurden.

Nach den vom Stab aufgestellten strategischen Plänen sollte
das OMD (Ostasiatische Marine-Détachement) zusammen mit
der Feldbatterie den Schutz des Kiautschougebiets im Vor-
gelände übernehmen. Die Anordnung wurde vielfach bemängelt.
Das OMD kam aus Tientsin und kannte das an der Grenze etwa
50 km breite Schutzgebiet nicht, während die Umgegend dem
dauernd in Tsingtau stationierten Seebataillon durch Felddienst-
übung und Manöver vertraut war. Das Seebataillon saß sicher
in seinen Kasematten, weit vom Schuß, während wir, nur etwa
800 Mann stark, dem Feind beim Eindringen in das Schutzgebiet
entgegentreten und ihm das Vordringen bis Tsingtau erschweren
sollten. Der einzige Offizier des OMD, der die Landschaft von
seinem früheren Kommando beim Seebataillon her gut kannte
war glücklicherweise mein Hauptmann Schaumburg. Seine
genaue Kenntnis aller Hügel und Engpässe ist uns bei den

weiteren Vorbereitungen für den Kampf sehr zustatten gekommen.

Neben gelegentlichen Exerzierübungen und Erkundungsmärschen mußte unsere Kompanie die weit vorgeschobenen Stellungen zur Verteidigung gegen einen feindlichen Angriff mit Schützengraben und verdeckten Anmarschwegen ausbauen. Ein starkes Aufgebot von chinesischen Erdarbeitern half uns dabei. Unsere Aufgabe war es, die linke Westflanke der weitausgedehnten Verteidigungslinie zu sichern, deren äußerste rechte Flanke durch das hohe starre Felsengebirge des Laushan im Nordosten, das in den freien Ozean abfiel, genügend geschützt war und das mit den wenigen Engpässen geringer Kräfte bedurfte, um einen Einfall des Feindes hier zu verhindern. Von diesem hohen Gebirge senkte sich nach Westen eine immerhin 100 bis 200 m hohe Hügelkette nach der inneren Meeresbucht zu, einem bei Ebbe sehr flachen Küstenstrich, dem sog. Wattenmeer und stieg an diesem Wattenmeer noch einmal zu einem steilen Hügel von etwa 75 m auf, dem Spitzberg. Die vom Grenzgebiet kommende in der Ebene liegende Straße führte eng zwischen den Ausläufern der Hügel und dem Spitzberg hindurch, weswegen man einen Durchbruch gerade an dieser Stelle erwarten mußte. So wurde auch der Spitzberg mit Lauf- und Schützengraben ausgebaut. Zwei Geschütze der Feldbatterie sollten uns bei der Verteidigung helfen, und zur Täuschung des Feindes über die Artilleriebestückung wurden an verschiedenen Stellen der gegenüberliegenden Hügel Blechrohre von Kanonenöfen aufgerichtet, die mit donnernden Schlägen Abschüsse von Geschützen markieren sollten. Die weite Ebene vor uns endigte an der Grenze des Schutzgebiets vor dem reichlich breiten Peiho-Fluß, zu dessen Sicherung in den ersten Tagen nach dem abgelaufenen Ultimatum Patrouillen und schließlich, als in der Tat Anzeichen für ein Anrücken feindlicher Vorstoßtruppen gemeldet wurden, die ganze 3. Kompanie des OMD tagsüber aufgestellt wurde.

Als unsere Lage ernster wurde, verlegte man meine Kompanie, die sich dauernd im Alarmzustand befand, ganz nach dieser bezeichneten Durchbruchsstelle, zum größten Teil auf die Tsankauer Höhen. Ein Teil der Leute, Patrouillen und Wachposten, übernachtete im Freien, ein anderer im Dorf Tsankau und wir Offiziere in einem kleinen Gasthaus, wo sich auch ein Klavier befand. Ich mußte den Kameraden abends vorspielen, viele Soldaten- und Volkslieder wurden angestimmt, und oft

habe ich an solchen Abenden noch ausgiebig über diese Lieder phantasiert, auch andere Sachen, die ich auswendig spielen konnte, vorgetragen. Manch einer hat mir dies noch sehr viel später gedankt. Alle pflegten der Musik mit Hingebung und bisweilen wahrer Ergriffenheit zu lauschen, sich von ihr beruhigen und trösten lassend wie kaum zuvor. —

Vor dem Hafen von Tsingtau war inzwischen eine starke japanische Flotte aufgefahren, die mit ihren Flachbahngeschossen auf die Stadt und unsere I-Werke ihr Feuer zu richten begann. Bis in unsere Gegend gelangten solche feindlichen Grüße nicht. Irgendwelche Treffer wurden von der Schiffskanonade auch in Tsingtau nicht erzielt. Wer im Felde stand, lachte über diese wilden Brummer, die zwecklos irgendwo verpufften, aber oft auch Blindgänger hatten. Die Bismarck-Kaserne mit ihrem Bombenkeller lag gegen die See hin im Schutze des Bismarckhügels. Hier war die Stimmung anders. Hier regte man sich über jede 30cm-Granate, die nahe der Kaserne einschlug, auf. Ich bemerkte das mit Schmunzeln als ich eines Tages zum Bombenkeller zurückbeordert worden war, um japanische Bücher und Papiere zu übersetzen, die nach neuen Regengüssen, vom Peiho ins Wattenmeer gespült, von unsern Leuten aufgefangen worden waren. Es war eine heillose Aufgabe, die zumeist in einer Art japanischer Stenographie geschriebenen Schriftstücke zu entziffern. Prof. Wilhelm zog einen sehr schriftkundigen Chinesen zu, der sie lesen konnte und in gewöhnliche chines. Schriftzeichen umschrieb, so daß ich mir schließlich ein Bild über den Inhalt machen konnte. Sie waren militärisch wertlos, enthielten nur Angaben über Furagierung und Ausstattung der Truppe mit Munition u. dgl. ohne Hinweis auf die Stärke der feindlichen Truppen. Nach 2-3 Tagen kehrte ich zu meiner Kompanie zurück.

Allmählich entwickelten sich längs des Peiho-Flusses Schießereien zwischen den japanischen Vorposten und unsern Wachmannschaften, die langsam den Charakter von kleinen Gefechten annahmen. Verführt durch die bis dahin schwachen feindlichen Kräfte ging ein Offizier der 3. Kompanie kühnlich mit einigen Leuten durch den Fluß zum Angriff vor. Er wurde mit einem Hagel von Geschossen überschüttet und niedergemäht. Es war der Reserve-Leutnant von Riedesel von der Deutschen Gesandtschaft in Peking. Er wurde im Auto nach Tsingtau gebracht und dort unter großem Trauergeloge mit allen militärischen Ehren begraben.

Ende September nahmen die Erkundungsvorstöße und -vorführer des Feindes an unsrer Grenzlinie zu. Eines Nachmittags erschien in einem modernen französischen Aeroplan auch ein japanischer Flieger, der schon wiederholt Tsingtau überflogen hatten, und zum Mißvergnügen des Gouvernements sowohl von Mannschaften als auch von Bürgern mit Donnerbüchsen aus den Fenstern beschossen worden war, so daß dieses sinnlose Geknalle untersagt wurde. Als Luftwaffe hatten wir eine einzige schwerfällige "Taube" zur Verfügung mit dem wackeren Tsingtaufieger Plüschow als Piloten. Ein weiteres Flugzeug war schon vor Wochen bei einem Probeflug abgestürzt ohne seinen Piloten ernstlich zu verletzen.

Nach dem erwähnten Erkundungsflug meldeten unsere Patrouillen am nächsten Tage eine Ansammlung stärkerer Truppen im Norden, mehrere Kilometer vor unsern Stellungen. Offenbar wollte der Feind einen Durchbruch gerade an unsrer Front versuchen. Als der Anmarsch erwartet wurde fingen unserer beiden Geschütze gegen vorläufig noch unsichere Ziele zu feuern an. Gleichzeitig wurden Kanonenschläge aus den Ofenrohren abgegeben, die einen gewaltigen Donner machten und einen verdächtigen dicken Qualm auslösten. Der Feind wird sie nicht ernstgenommen haben.

Am 26. 9. abends erhielt ich Befehl, mit meinem Zuge von etwa 75 Mann, unterstützt durch ein Maschinengewehr und dessen Bemannung, den Spitzberg zu besetzen und zu verteidigen, falls die Japaner nachts angreifen sollten. Der Rest der Kompanie saß auf den Tsankauer Höhen und unten an der Durchgangsstraße, wo neben den Geschützen auch unser zweites Maschinengewehr postiert war. Diese beiden Maschinengewehre unterstanden dem Kommando eines aktiven Offiziers. Es waren schwere alte Modelle, die gewöhnlich von Maultieren ins Feld gezogen wurden. Mit hereinbrechender Dämmerung wuchs bei uns die Spannung, ob wir in den Nachtstunden wohl von überlegenen feindlichen Kräften angegriffen werden würden. Einen Frontalangriff gegen meinen Spitzberg konnten wir mit 75 Gewehren und dem Maschinengewehr vielleicht erfolgreich abschlagen. Wir fürchteten aber, daß der Feind das Wattenmeer umgehen und uns gleichzeitig in den Rücken fallen würde. Dann wären wir wehrlos gewesen. Unsere linke Flanke wurde daher sorgsam beobachtet.

Wir standen, die Waffen schußbereit, fiebernd auf der Höhe, als plötzlich von unten der Befehl kam, Leutnant Vogt solle mit

seinen Leuten den Spitzberg sofort räumen und zu der auf der Straße rückwärts abrückenden Kompanie stoßen. Ich schrie von oben aus Leibeskräften "Befehl verstanden", wurde unten aber nicht gehört, so daß der Befehl ungehörig brüllend wiederholt wurde. Ich ließ zuerst die Maschinengewehrabteilung, dann meine Leute auf dem kurvenreichen Weg zur Straße abrücken. Vorschriftsmäßig folgte ich der Truppe als letzter. Kaum unten angekommen wurde ich von dem Oberleutnant der Maschinengewehrabteilung heftig angefahren, wo mein Maschinengewehr hingekommen sei? Ich erwiderte ruhig, es wäre längst unten. Er ärgerte sich über meine Ruhe und schimpfte weiter, worauf auch ich saugrob wurde. Der heftige Wortwechsel endete, als der treue Sergeant Münch, der sein Maultier in finsterner Nacht nicht gleich finden können, endlich mit dem Maschinengewehr auftauchte.

Wir marschierten einige 100 m rückwärts hinter den Engpaß zwischen der Hügelkette und dem Spitzberg und schwärmten aus, schußbereit in Kauliangfeldern rechts und links der Straße liegend, um dem Feind, falls er wirklich erscheinen sollte, hier einen heißen Empfang zu bereiten. Ich klagte dem Hauptmann mein Leid, daß wir die seit Wochen ausgebauten Stellungen plötzlich kampflös geräumt hätten, erfuhr aber, daß letzte Meldungen diesen Entschluß unvermeidlich gemacht hätten, weil der Feind angeblich in der Stille der Nacht mit starken Streitkräften schon bis zu 400 m vor unsern Stellungen stünde. Schaumburg meinte, wir würden noch genug Gelegenheit haben, unsere Kampflust zu befriedigen. — Die hungrige Truppe wurde mit wundervollen Brötchen und heißen Würstchen gespeist. Schaumburg ging herum, eine gerechte Verteilung zu kontrollieren.

Eine wahrhaft gespenstische Nacht brach herein. Das anscheinend durch Hochwasser begünstigte Kanoneboot "Jaguar" und die "Kaiserin Elisabeth" waren an unserer linken Flanke tief in die Bucht des Wattenmeers eingefahren, ließen ihre Scheinwerfer wie blanke Geisterhände durch die Finsternis spielen und sandten Lagen von Breitseiten aus ihren Geschützrohren in die Flanke der anscheinend gegen uns aufmarschierenden japanischen Streitkräfte. Ab und zu donnerten auch unsere eigenen beiden Geschütze, ohne daß der Feind auch nur im geringsten auf das Geschiesse reagierte. Schließlich erlosch das Geschützfeuer. Wir blieben aber still auf den Feldern liegen und erwarteten das Morgengrauen.

Beim ersten Tageslicht erhielten wir Befehl, den Rückmarsch fortzusetzen und ein neue Stellung auf einem Höhenzug zu beziehen, von dem aus man einen guten Überblick über die nördlich gelegenen höheren Hügel hatte. Als die ersten Sonnenstrahlen die sandigen Höhenzüge mit ihren Schluchten uns gegenüber trafen und alles in überirdisch rötlichem Licht aufleuchtete, konnten durch Ferngläser deutlich feindlich Kolonnen auf den Abhängen und Einschnitten bemerkt werden. Wir selbst lagen in guter Deckung hinter dem Rand unserer Höhe zwischen grünrankenden Süßkartoffeln. Unser Hauptmann schritt die Stellung seiner Kompanie ab mit einem gigantischen Aufbau von grünen Ranken und Laub über dem Helm, so daß er wie ein wandelnder Grashaufen daherkam. Jenseits unseres Höhenzugs dehnte sich ein langes Feld mit Süßkartoffeln aus, auf dem schon im ersten Morgenlicht chinesische Bauern ihrer Arbeit nachgingen. Unsere Geschütze feuerten auf die feindlichen Kolonnen, die unvorsichtig auf den fernen Höhen auftauchten, und man konnte wahrnehmen, wie sie auseinanderspritzten. Allmählich waren ausgeschwärmte Linien des Feindes so nahe gekommen, daß ein unregelmäßiges und unsicheres Schützenfeuer auf eine Entfernung von 1200 m auf sie eröffnet werden konnte. Auch der Gegner begann zu schießen, aber Schaden haben wir uns bei diesem Gewehrscharmützel gegenseitig wohl kaum zugefügt.

Die chinesischen Bauern in ihren blauen Kattungewänden ließen sich auf dem in der Senke liegenden Zwischenfeld durch die Schießerei über ihre Köpfe hinweg nicht im geringsten stören, und staunend sahen wir sie in ihrer Arbeit fortfahren, ein unvergessliches Schauspiel: wie der Bauer gleichmütig sein Feld bestellt, für Nahrung und Erhaltung des Lebens sorgend, unbekümmert um persönliche Gefahr, während feindliche Krieger sich gegenseitig umbringen—ein Abbild ewiger Lebenserneuerung gegenüber Tod und Vernichtung. —

Nach einigen Stunden räumten wir die Stellung, ohne daß der Feind zum Sturmangriff vorgegangen wäre. Offensichtlich gingen die Japaner darauf aus, uns mit dem Übergewicht ihrer Streitmassen ohne verlustreiche Kämpfe vor sich her und zurückzudrängen. Auch unsere Generalorder lautete, durch langsame Rückzugsgefechte den Feind so lange wie möglich aufzuhalten und ihm, wo wir konnten, Verluste zuzufügen. So zogen wir, einigermaßen bedrückt durch diesen schon beinahe einer Flucht gleichenden Abmarsch in geschlossener Formation unbelästigt

rückwärts auf Litsun zu.

In Litsun waren das Wasserwerk und die Bauten des Bezirksamts von uns in Brand gesteckt worden, Flammen und Qualm umhüllten den Ort. Der Feind setzte sehr langsam seinen Vormarsch fort. Gelegentlich gingen wir in Stellung, zu einem neuen Gefecht kam es nicht. Der Druck der übermächtigen Streitkräfte hatte sich mehr auf die rechte Front und das Zentrum verlagert, während wir, auf der äußersten linken Flanke, gedeckt durch die Geschützartillerie der Kriegsschiffe, unsern Rückzug unbehelligt nach den Höhen vor Tsingtau fortsetzen konnten. Hier hatten wir eine letzte vorbereitete Schützengrabenstellung auf dem Kushanhügel zu beziehen, in dessen Nähe Flatterminen gelegt waren. Skizzen hiervon wurden dem Hauptmann übergeben, der seine Offiziere im einzelnen informierte. Die durch Minen gefährdeten Stellen in dem faltenreichen Gelände zu erkennen und sich zu merken war schon wegen der hereinbrechenden Dämmerung und wegen unseres übermüdeten Zustandes schwierig. Nach einem bescheidenen Abendbrot krochen wir in unsere sehr tief angelegten Schützengräben.

Die Mannschaften wurden aufgeteilt für Patrouillen, Vorposten und Gruppen, die im Alarmzustand im Graben zu wachen hatten. Stark erschöpft, übermüdet von den schlaflosen Nächten im Freien und den Aufregungen der letzten drei Tage befahl mich ein so furchtbares Kopfweh, daß ich es dem Hauptmann meldete. Er schickte mich zum Ausschlafen in den Schützengräben und setzte selbst die Posten und Patrouillen an. Einen Tornister unterm Kopf schlief ich seelenruhig ein, hörte aber doch, wie Posten und Patrouillen alle zwei Stunden abgelöst wurden. Unser guter Hauptmann, der als einziger das Gelände kannte, ließ es sich nicht nehmen, die Patrouillen auf der Streife um unsern Hügel herum zu begleiten, damit sie nicht auf die Feldminen gerieten. Und so umkreiste er jeweils mit drei Leuten die ganze Nacht hindurch wie ein wahrer Schutzengel die Stellung der Kompanie, die unter seiner Hut sich abteilungsweise stärkendem Schlaf hingeben konnte.

Vor Sonnenaufgang rüsteten wir uns zum endgültigen Rückzug hinter die Festungswälle von Tsingtau. Auf der sich senkenden Straße waren wir in guter Deckung, konnten sogar in geschlossenen Formationen marschieren ohne Sorge vor dem sich in unserm Rücken wieder bemerkbar machenden Feind, der viel zu lässig war, um uns zu überrennen.

Nicht weit von unserm großen Hindernis beim I-Werk angelangt, flogen Infanteriegeschosse über unsere Köpfe weg, wir mußten uns beeilen. Vor uns her zog die 2. Feldbatterie mit ihren Maultiergespannen, und ausgerechnet verding sich an den vor der Öffnung des großen Hindernisses beiseite geschobenen "spanischen Reitern" das Gespann des vorderen Geschützes und konnte für bange Minuten nicht freikommen, so daß der lange Zug unserer Kolonne zu unliebsamem Aufenthalt gezwungen wurde. Ein aufmerksamer Feinde hätte diesen für uns furchtbaren Moment benutzen können, uns mit einem Gewaltstreich zu erledigen und abzufangen sowie gleichzeitig durch das empfangsbereite Tor mitten in unsere Befestigung einzufallen. Auch diese Gelegenheit ließ er ungenutzt. Wir atmeten auf als endlich die Batterie weiterrollte und wir, durch andere Truppenteile noch verstärkt, schnellen Schrittes durch das große Hindernis in das vor uns liegende I-Werk einmarschieren konnten. Das Tor wurde geschlossen, und mit dem Gefühl größter Erleichterung sahen wir uns von den Kameraden des Seebataillons umringt und mit Freude und Begeisterung nach dem glücklich beendeten Kampf im Vorgelände begrüßt. Neue Lebensfreude erfüllte uns. — Riesige Fässer mit Erbsensuppe wurden herangerollt, und nie im Leben hat mir eine derbe Kost so gut geschmeckt wie in dieser Stunde!

Gegen Abend des denkwürdigen Tages — es war der 28. September 1914 — zog unsere Kompanie in die Bismarck-Kaserne ein. Ich bekam eine einzelne Kammer mit einem guten Bett, auf dem ich mich sehr früh niederlegte. Aber der Schlaf wollte sich nicht so bald einstellen. Widerstreitende Gefühle kämpften in meiner Brust: noch überwog die Freude am Leben, das unerwartete Geschenk des Himmels, den Gefahren des Kampfes entronnen zu sein und das Leben zurückgewonnen zu haben. War der natürliche Drang der Kreatur zum Leben doch so groß gewesen die Kampflust auszulöschen? War es nicht tief beschämend, daß wir in der Erwartung den Feind blutig abzuweisen, unsere wochenlang mühsam ausgebauten vorzüglichen Stellungen schließlich kampfflos geräumt und nach nur zwei Tagen Widerstand das Vorgelände ruhmlos dem Feind überlassen hatten? Es waren quälende Gedanken, die mir durch den Kopf stürmten, die sich auch nicht beruhigen wollten, als ich erfahren hatte, daß unser Zentrum und die rechte Flanke kräftigen Widerstand geleistet, dem Feind erhebliche Verluste zugefügt hatten und erst zurückgewichen waren, als Umgehung drohte

und der Rückzug unvermeidlich geworden war. Unsere Gesamtverluste betragen nur gegen 50 Mann. Schließlich tröstete mich der Gedanke, daß wir, durch die Kriegsschiffe in der Flanke gedeckt, es besser getroffen hatten und eben in den allgemeinen Rückzugswirbel unverschuldet hineingerissen wurden. Immerhin war es gelungen, das ganze OMD, wie geplant, als wichtige Verstärkung für die Verteidigung der "Festung" heimzubringen. So beruhigte sich mein Gemüt, und langsam sank ich in den so notwendigen Schlaf.

Wir sollten nach den anstrengenden Wochen draußen mehrere Tage Ruhe und Erholung genießen und bezogen bequeme Quartiere an der westlichen Meeresküste. Ich bekam zusammen mit dem Kameraden Gutmann, der gleich mir aus Japan gekommen war, eine geräumte Villa angewiesen. Unser größeres Gepäck wurde aus der Bismarck-Kaserne, wo es gelagert hatte, dahin geschafft. Wir taten tagsüber wenig Dienst in der Kompanie, beaufsichtigten die Mannschaft bei der Reinigung ihrer Montur und der Gewehre und verbrachten einige gemütlige Abende im Tsingtau-Klub.

Die Japaner hatten sich inzwischen unsern Werken genähert. Noch war ihre Artillerie nicht herangebracht worden, und mit einem größeren Angriff auf die Stadt hatte es bei ihren langsamen Vorbereitungen sicher noch lange Beine, so daß wir auf baldigen Einsatz an der Front nicht zu rechnen brauchten... aber schon am 2. Oktober nachmittags wurden unsere Hoffnungen auf eine längere Ruhe dadurch enttäuscht, daß ein Ausfall vom Stabe geplant war, der wiederum allein dem OMD obliegen sollte.

Auf einem Hügel gegenüber dem I-Werk III hatte sich der Feind in der Mitte unserer Befestigungen eingegraben und übel bemerkbar gemacht. Wir sollten ihn aus seiner Stellung vertreiben. Um 8 Uhr abends traten die drei Kompanien vor dem I-Werk III an. Zunächst nahm unsere Artillerie diesen Hügel, der Shuangshang hieß, eine Stunde lang unter heftiges Sperrfeuer, worauf wir auf die Minute pünktlich um 9 Uhr den Infanterieangriff in breiter Front begannen. Die rechte Flanke übernahm die 1. Kompanie unter dem Grafen Hertzberg. Hier schloß sich unsere 2. Kompanie an. Die 3. sollte vorgeschoben, seitwärts auf ein hinter dem Hügel liegendes chinesisches Dorf vorstoßen. Ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, als Spitze mit 6 Mann — mit einer stärkeren Nachhut im Rücken — die linke Flanke unserer Kompanie auf der links dem Hügel zu und an

ihm vorbeiführenden Straße zu sichern.

Als Offizier war ich befehlsgemäß nur mit dem Säbel der Marine an meiner Linken und der großen Para-Bellum-Pistole ausgerüstet. Mit dieser in der Rechten durchschritt ich als erster das durch beiseite geschobene "spanische Reiter" geöffnete große Hindernis und führte meine Leute langsam auf der mir angewiesenen Straße voran. Es war finstere Nacht. Eine geisterhafte Ruhe lag während der ersten Minuten über unserm Angriffsziel. Bald aber war an der rechten Flanke durch wütendes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer der Japaner die Hölle los. Zum Schutz meiner Patrouille vor der auch im Dunkeln weißschimmernden Straße rückten wir, eng an den Hügel gelehnt, weiter, als kaum 100 m in beinahe rechtem Winkel von uns ein japanisches Maschinengewehr sein Feuer offenbar auf die rechte Flanke zur 1. Kompanie hin richtete. Der mich begleitende wackere Maschinengewehr-Sergeant Münch kroch den Hügel hinauf und glaubte, wir könnten dieses Maschinengewehr mit kurzem Flankenstoß unschädlich machen und vereinnahmen. Ich war drauf und dran diesem Wink zu folgen und hätte mir bei Gelingen dieses Überfalls "unsterblichen Ruhm" errungen, wäre nicht inzwischen der Oberleutnant unserer Nachhut eingetroffen, der, über mein Vorhaben entsetzt, es mit groben Worten verbot. Da er kaum Befehlsgewalt über mich hatte, hätte ich unbekümmert um ihn zur Tat schreiten können, gab aber, selbst bedenklich gestimmt, nach und zog weiter, habe es aber ewig bedauert, diese "Heldentat" verpaßt zu haben.

Das Kampfgetöse über dem Hügel rechts von uns wuchs dermaßen an, daß, offenbar unter dem Eindruck einer grimmigen feindlichen Gegenwehr gegen die rechte Flanke nervös gemacht, plötzlich Scheinwerfer aus dem I-Werk III über den Hügel und genau über meine Straße hin aufblitzten. Wir mußten dem Feind dadurch in grellem Licht sichtbar werden, zitterten vor Wut über diesen Streich unserer eigenen Leute, besonders als auch noch kleine Maschinenkanonen zu unsrer angeblichen Unterstützung in Richtung auf uns zu feuern begannen, sprangen in den Chausseegraben und machten uns so klein wie irgend möglich. Wie ein verkrümmter Zwerg schlich ich mit meinen Leuten in diesem Graben vorwärts, und diese verkrümmte Haltung habe ich durch starke Muskelschmerzen in den Knien noch tagelang hinterher zu büßen gehabt. Gottlob hörte diese gutgemeinte aber zwecklose "Unterstützung" endlich auf, und wir konnten aufrecht gehend weiter vordringen. Wir fingen auf

der Straße Leute unserer Kompanie ab, die rechts von uns Teile des Hügels überlaufen hatten und in dem ihnen unbekanntem Gelände über die Seitenstraße hinweg zu eilen begannen. Ein ganzer Trupp sammelte sich auf diese Weise hinter mir. Als wir den Hügel, von dem immer noch wilder Kampflärm herüberschallte, schon beinahe umgangen hatten, erschien auch mein tapferer Hauptmann, der mit nichts als einem Gewehr mit auf-gepflanztem Bajonett wie der Kriegsgott selbst herangebraust kam und kampfbegeistert ausrief: "Wir haben unsere Aufgabe erfüllt und den Feind vom Hügel heruntergeworfen. Jetzt sammeln wir uns auf der Straße und rücken bis zum nächsten Dorf vor."

Wir hatten kaum Verluste. Im Dorf lagen deutlich hörbar japanische Truppen. Wir machten Halt, und der kampfesfreudige verwegene Schaumburg ließ uns noch einmal eine laute Salve gegen das Dorf schießen, woran ich mich mit meiner einen gewaltigen Feuerstrom auslösenden Parabellum-Pistole beteiligte. Noch ein letztes kräftiges Hurra! dann hieß es abrücken, und Lt. Vogt mußte mit seiner Patrouille die Nachhut sichern.

Ich zottelte mit meinen Mannen hinterdrein und stach unterwegs in jeden Grashaufen, um nicht von versteckten japanischen Schützen aus dem Hinterhalt angeschossen zu werden. Nichts Verdächtiges wurde bemerkt. Der Lärm war verstummt, beklemmende Stille lagerte nach dem Schlachtgetöse über der Landschaft. Die Kompanie hatte sich in der Senke vor dem Werk versammelt, z.T. unter einer breiten Brücke, die über ein ausgetrocknetes Flußbett führte. Ich stieß als letzter Mann zu ihr, und der Hauptmann freute sich, mich ungeschoren wiederzuhaben. Immer noch von Kampflust getrieben stach ihn der Hafer. "Der Feind ist ja ganz still geworden. Fordern Sie ihn doch mal auf japanisch zum Kampf heraus!" Ich warnte vor den Folgen solchen homerischen Kampfrufes. Er aber lachte: "Wenn sie schießen sollten, treffen sie uns hier ja doch nicht. Man los!" Und ich rief den Japanern mit heller, von den Hügeln zurückhallender Stimme zu: "Wo steckt ihr denn? Kommt heraus aus euren Schlupfwinkeln, ihr Feiglinge, wir wollen euch würdig empfangen! Heraus mit euch!" Zunächst atemlose Stille, plötzlich prasselte dann ein Hagel von Geschossen auf uns nieder. Wir duckten uns und machten die Schildkröte. Das Feuer schwieg. Dem Hauptmann hatte das so viel Spaß gemacht, daß er mich aufforderte, sie nochmals anzubrüllen, ihr Schießen wäre jämmerlich, sie träfen nichts, ihre Munition

wäre kläglich. "Feiglinge seid ihr, im Dunkeln aus sicheren Löchern zu schießen, kommt heraus, ihr Angsthasen!" — Das erregte neuen Zorn beim Feind, und noch einmal antwortete er aus allen Rohren in Richtung auf uns zu. Nun aber war es genug des grausamen Spiels, die "spanischen Reiter" öffneten sich, und wir marschierten, froh ob der abgelegten Kampfprobe, zu den Kameraden zurück, die uns mit lautem Jubel empfingen. Man drückte uns die Hände und umarmte uns aus Freude darüber, daß wir wohlbehalten zurückkamen. Alle sagten, es wäre ihnen das Grauen angekommen bei dem furchtbaren Lärm vor ihrer Front, und sie hätten um unser Schicksal gebangt. Freudige Bewegung herrschte. Heißer Punsch und Butterbrote würden uns verabreicht, und alles jubelte vor Begeisterung.

Aber bald mischte sich ein Tropfen Wermut in die Freude. Leise beschlich uns die Sorge um das Schicksal der 1. Kompanie, die noch nicht zurückgekommen war. Bange Minuten verstrichen ehe einzelne, in ihrer Haltung gebrochen, anlangten und schauerliche Dinge über das Gefecht auf der rechten Flanke berichteten: sie wären in heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer geraten, sicher sei der größte Teil der Kompanie verloren. Und weitere Mannschaften trafen niedergeschlagen ein, von denen wir erfuhren, daß wir mindestens zwanzig Mann verloren hatten, darunter den Hauptmann Grafen Hertzberg. Die freudige Stimmung war die weggeblasen. Unbegreiflich schien es mir, daß Hertzberg gefallen war, mit dem ich noch vor etwa drei Stunden gesprochen hatte. Stumm und traurig zogen wir zu unsern Quartieren, aber unser allzeit frohgemuter durch nichts zu erschütternder Hauptmann Schaumburg verjagte unsern Trübsinn und bat, in seinem Quartier noch einen herzhaften Schluck zu nehmen. Beim Becher vertrieb er uns kopfhängerischen sechs Offizieren dann die Melancholie. Wir waren uns darüber klar, daß das Unternehmen eigentlich zwecklos gewesen war, aber wir hatten dem Feind unsre Tapferkeit und Angriffslust bewiesen und die Feuerprobe bestanden. Ich bin als "Rufer im Streit", der die Japaner auf japanisch herausgefordert und verhöhnt hatte, in die Annalen der Geschichte von Tsingtau eingegangen.

Nach dem denkwürdigen Ausfall in der Nacht vom 2. Oktober begannen nun auf der feindlichen wie auf unserer Seite die Vorbereitungen für den Entscheidungskampf. Die Belagerung von Tsingtau begann damit, daß, abgesehen von dem fortgesetzten Beschießen unserer Küstenartillerie und der auf den

Höhen hinter und um die Stadt liegenden Batterien, beide Seiten ihre Rüstungen vervollkommneten. Es entging uns nicht, daß die Japaner schwere Artillerie auf den Höhen vor unsrer Landfront in Stellung brachten und sich mit ihrer Infanterie und ihren Pionieren in einer ihrem Wesen entsprechenden äußerst vorsichtigen Weise gleich Maulwürfen, nämlich durch unterirdische Stollen, immer näher an unsre Werke heranarbeiteten. Sie gingen anscheinend genau nach einem befohlenen Schema vor, wodurch wir Zeit gewannen, unsre Stellungen sowohl um die einzelnen I-Werke und die ihnen vorgelagerten Blockhäuser herum als auch in den Zwischenstellungen auf freiem Felde zwischen den Werken auszubauen. Unsere Kompanie hatte von Anfang an die Aufgabe, die äußerste linke Flanke einzunehmen. Sie sollte westlich des I-Werks V eine möglichst gesicherte Verbindungsstellung bis zu einem Küstenstrich am Wattenmeer einrichten. So waren wir wochenlang damit beschäftigt, diese Stellung durch Anlage von Lauf- und Schützengräben so stark wie möglich zu machen. Unsere Hauptverteidigungslinie führte am Ausläufer des großen Drahthindernisses entlang, das sich im rechten Winkel vom I-Werk V absetzte und in einer Länge von etwa 250 m südwärts verlief. Hier mußten wir zunächst den zum Werk führenden Pfad in eine Art Schützengraben verwandeln. Die Schützen sollten an der Böschung vor dem großen Hindernis so tief stehen, daß sie nicht gesehen würden und gleichzeitig im Rücken gegen Granatsplitter gedeckt waren. Hier betätigte ich mich nun längere Zeit als Festungsbau-techniker! Da mir aufgeworfene Erde als Rückendeckung allein nicht genügte, ließ ich zur Überraschung meines Hauptmanns eines Tages von unserer immer noch fleißig arbeitenden Werft ein großes Quantum fester Stahlbleche kommen, die ich von geschickten Leuten meines Zugs im Rücken der Stellung fest in die Erde rammen ließ. Die einzelnen Abschnitte entstanden durch Brustwehren, die senkrecht zur Böschung angelegt wurden. Die Rückwände ragten weit über Mannshöhe empor und schlossen sich so dicht an die Schützenstellungen längs der Böschung an, daß nach menschlichem Ermessen weder ein Volltreffer noch ein Granatsplitter in den schmalen Zwischenraum schlagen konnte. Der Hauptmann lächelte über meine sehr überlegten Vorkehrungen, die er für übertrieben hielt, hat sich aber später von der Richtigkeit meiner Maßnahmen überzeugt. Unser Grabensystem führte vom Ende des Hindernisses im Halbbogen auf einen Eisenbahndamm zu und hinter diesem am

Wasser entlang noch einige hundert Meter weiter. Diese Linie ging durch einen kleinen Kiefernwald und schien dadurch der Sicht des Feindes entzogen. Auch hier wurden Lauf- und Schützengräben ausgebaut. In diesem tiefer gelegenen Teil unsrer Stellung stand eine Art Blockhaus mit einer Telefonanlage, das den Wachmannschaften des Nachts auch Schutz gegen die Unbilden der Witterung bot.

Da an der Front Ruhe herrschte, konnten wir unsere Quartiere etwa 1-2 km hinter den Stellungen in den Bürgerhäusern des Hafenviertels beibehalten. Jeweils ein Zug, also ein Drittel der Kompanie, lag 48 Std. in der Stellung in Alarmbereitschaft. Abwechselnd übernahm ein Offizier für zwei Tage das Wachkommando. Vier von uns hatten es schon gehabt. Mein Hauptmann, immer um mich besorgt, wollte mir diese Anstrengung nicht zumuten, ließ sich aber, wenngleich zögernd, überreden, als ich sagte, aus Rücksicht auf die Kameraden müsse ich auch einmal drankommen.

Die Ablösung erfolgte in der Dämmerung. Ich hatte merkwürdigerweise schon den ganzen Tag das Gefühl gehabt, daß gerade während der mir bevorstehenden beiden Nächten irgend etwas passieren würde, und meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Als Posten und Patrouillen eingeteilt und abgerückt waren, begann ich in finsterner Nacht meinen Rundgang zur Kontrollè der Posten. Plötzlich flammte eine Rakete aus einer Leuchtpistole vor mir auf, und gleich darauf stand ich vor meinem Hauptmann, der mich etwas barsch fragte, wo ich mich denn herumtriebe, es sei Alarm geblasen worden. Ich stammelte völlig verblüfft: "Ich kontrolliere gerade meinen Posten. Hier ist kein Alarm, die ganze Front ist ruhig". "Unmöglich", sagte der Hauptmann, "haben Sie nicht das furchtbare Schießen gehört?" "Nicht das geringste", erwiderte ich, "hier hat niemand geschossen". "Aber bis in die Stadt hinein hat man deutlich scharfes Gewehrfeuer vernommen, und das haben Sie nicht gehört?" "Nichts, absolut nichts". — Wir standen minutenlang sprachlos da. Im Hafenviertel war Alarm geblasen worden, und der Hauptmann war mit seinen Leuten im Laufschrift herbeigeeilt. Er lief davon, um die Sache aufzuklären. Er kehrte erst nach längerer Zeit zurück und erklärte mich frei von Unachtsamkeit. Er berichtete, daß die Munitionskammer des I-Werks V in die Luft geflogen wäre, weil ein unvorsichtiger Mann mit einer brennenden Kerze hineingegangen sei. Hunderttausende von Patronen hätten beim Platzen ein rasendes Gewehrfeuer vor-

getäuscht. Durch die uns abgewendete Seite der Munitionskammer und vielleicht durch starken Rückenwind hatten wir aus einer Entfernung von etwa 800 m von der Detonation nichts gehört. Der Schreck über das Ereignis legte sich bald, doch wurden der Verlust eines Menschenlebens und die Einbuße wertvoller Munition bitter beklagt. Mein Hauptmann, der mich in der ersten Aufregung angefahren hatte, verweilte längere Zeit bei mir im Blockhaus und machte durch freundliche Worte alles wieder gut.

Am nächsten oder übernächsten Morgen eröffnete der Feind — wohl im Gefolge der Explosion bei uns — Geschützfeuer gegen meinen Graben. Er tat uns nicht weh, aber meine gut getarnte Kommandostelle in der Mitte des Grabens mußte ich doch aufgeben. Das war weise gehandelt, denn kurz darauf sauste eine Granate gerade auf den von mir verlassenen Platz. — Das waren die Ereignisse während meines einzigen Wachkommandos.

Die feindliche Tätigkeit von der Landseite her, gleichzeitig auch das Feuer unsrer Batterien, das den Aufbau der japanischen Artillerie stören sollte, verstärkten sich. Wir konnten zwar abwechselnd noch in unsern Quartieren übernachten, doch wuchs die allgemeine Unruhe über das, was kommen und unvermeidlich das Schicksal Tsingtaus besiegeln würde.

Mitte Oktober hatte unsre Küstenartillerie einen schönen Erfolg zu verzeichnen! Unter den Blockadeschiffen befand sich der große englische Kreuzer "Triumph", der sich auch bei der Beschießung von Tsingtau mausig machte. Da die Geschütze unserer Küstenartillerie nicht weit reichten, hatte sich der Engländer näher an den Hafen herangewagt. Unsre tüchtigen Marinebaumeister hatten aber inzwischen durch einen neuen Aufbau der Geschütze ihre Reichweite erhöht, und plötzlich traf eine volle Ladung den "Triumph" so stark, daß er, schwer angeschlagen, ausscheeren mußte und nie wieder zum Vorschein kam. Der selbe "Triumph" hat sich später an den Kämpfen um Gallipoli beteiligt und dort sein Ende gefunden.

Ein weiteres freudiges Ereignis belebte die Stimmung der Truppe: Als wir vor Wochen noch im Vorgelände bei den Tsankauer Höhen lagen, hatte sich gelegentlich auch der Kommandant des kleinen Torpedoboots "S 90", Kptlt. Brunner, mit seinen beiden Offizieren bei uns eingefunden. Man munkelte damals schon, daß das Torpedoboot über kurz oder lang gegen die feindlichen Schiffe in See gehen würde, und nun war die große überraschende Tat vollbracht! Es gelang "S 90", sich im

Dunkeln unbemerkt an die anscheinend unbekümmert vor Anker liegende feindliche Flotte heranzuschleichen und den japanischen Kreuzer "Takachiyo" mit einer Besatzung von 270 Mann durch wohlgezielte Torpedotreffer zu versenken. "S 90" durchbrach dadurch die Linie der Wachschiffe und landete irgendwo an der chinesischen Küste. Brunner sprengte nach seiner letzten Rumestat das treue alte Torpedoboot, ging mit der Mannschaft an Land und ließ sich von den Chinesen in der Nähe von Nanking internieren, wo die kleine Besatzung nicht wie Gefangen, sondern wie Gäste behandelt wurde. Die Nachricht über diese Heldentat gelangte am 18. Oktober zu uns und rief einen unbeschreiblichen Jubel hervor. Das war eine seemännische Leistung, die niemand dem altersschwachen Torpedoboot zuge- traut hatte. Sie war zugleich ein Beweis hohen Könnens und Angriffsgestes unserer Marine, der uns mit großen Hoffnungen auf die Abrechnung mit der englischen Flotte erfüllte.

Auf diese Nachrichten hin machten wir uns mit gesteigerter Kraft an den Ausbau unsrer Stellungen, genossen dabei das sonnige Herbstwetter und tummelten uns lustig herum. Wir verkehrten auch mit den Offizieren des benachbarten I-Werks V und gewannen einen Einblick in dessen Verhältnisse. Ich lernte dort den Oberleutnant d.R. Dr. Meyermann kennen, der bis vor kurzem die Meteorologische Station, das Observatorium Tsingtaus, geleitet hatte. Wir verstanden uns gut, und aus dieser Bekanntschaft erwuchs eine Freundschaft, die noch heute gepflegt wird.

Die Lage vor unsrer Front wurde allmählich ernster. Der große Angriff mußte jederzeit erwartet werden, weswegen wir von Ende Oktober ab die Nächte draußen in unsern offenen Stellungen zubrachten. Gelegentlich gab es regnerische Tage, an denen sich unsre Laufgräben fußhoch mit Wasser füllten, das nicht mehr versickerte und die Bewegung von und nach den Schützengräben recht unangenehm machte. Man ahnte in der Heimat wohl, daß der Endspurt um Tsingtau nahte und, als ob ein geheimes Fluidum uns in weiter Ferne ununterbrochen mit der Heimat verbände, kam am 27. Oktober ein herzstärkendes Wort des Kaisers auf drahtlosem Wege zur Truppe. Es lautete "Mit Mir blickt das gesamte deutsche Vaterland mit Stolz auf die Helden von Tsingtau, die, getreu dem Wort des Gouverneurs, ihre Pflicht erfüllen. Seien Sie alle Meines Dankes gewiß. Wilhelm I.R." Des Kaisers Telegramm wirkte zündend auf unsere Truppe. Es bewies uns, daß Kaiser und Volk im Geiste bei uns waren.

Ein seltsames Dokument jener Tage sei hier noch erwähnt, mit dem die Japaner vor Beginn des großen Finale uns von der Zerstörung wichtiger Bauten und Hafenanlagen abhalten wollten. Japanische Flieger ließen Flugblätter über Tsingtau flattern mit folgendem ewig denkwürdigem Wortlaut in deutscher Sprache:

“Aviso!!!

Hauptquartier, den 30. Oktober 1914

An verehrten Herrn Offizieren und Mannschaften in Festung!

Es dürfte dem Gottes-Wille wie der Menschlichkeit entgegenwirkend sein, wenn man die noch nicht ausgenutzten Waffen, Kriegsschiffe und sonstigen Baulichkeiten, ohne taktischen Anspruch zu haben, zugrunde richten würde, und zwar bloß aus der eifersüchtigen Absicht darauf, daß sie in die Hände des Gegners fallen werden.

Obwohl wir bei Herren, die Rittertumsehre schätzenden Offiziere und Mannschaften es gewiß glauben können, so eine Gedankenlosigkeit keineswegs zu verwirklichen, erlauben wir uns jedoch die oben Erwähnten als unsere Meinung zum Ausdruck zu bringen.

Belagerungsarmee Kommando.”

Der Inhalt erheiterte uns, unsere Kommandanten haben sich aber nicht um diesen egoistischen Wunsch der Japaner gekümmert.

Da wir dauernd im Freien kampieren mußten, waren unterhalb des leicht ansteigenden Geländes in einer Talsenke vor einem Bach Höhlen mit Lagerstätten aus Stroh ausgehoben worden, damit abwechselnd ein Teil der Truppe darin ruhen konnte. Hier war man wundervoll gedeckt und vor Artillerieeinschlägen sicher.

Die immer größer gewordene Spannung löste sich endlich, als im Morgengrauen des 31. Oktober der Feind zum Generalangriff und Bombardement Tsingtaus ansetzte. Der Beschuß begann mit einem gewaltigen Dauerfeuer und nahm derart zu, daß ein ununterbrochener Riesendonner aus Kalibern jeder Größe über unsere ganze Front und die Befestigungen mit ihren Batterien hinter uns an der Küste hinrollte. Unsere Zwischenstellung wurde vorläufig nicht beschossen, wohl aber richtete sich das Feuer gegen die I-Werke, und mancher Granatsplitter flog auch zu uns herüber, wurde aber von den Rückwänden, die ich gebaut hatte, glänzend abgewehrt, so daß kein einziger Mann

im Schützengraben verletzt wurde. Die Beschießung wurde tagelang fortgesetzt und beunruhigte uns schließlich garnicht mehr, da wir wußten, daß Versuche, die Werke und uns selbst anzugreifen, sicher nachts gemacht werden würden. So kam es, daß ich, wenn ich nicht gerade Wachdienst hatte, in eine der rückwärts in der Tiefe gelegenen Höhlen kriechen und ausruhen konnte. Nach einem nahrhaften Frühstück, wo manchmal gleich zwei Kochgeschirre voll dicker Suppe verzehrt wurden, holte ich tagsüber den Nachtschlaf wundervoll nach, wachte bisweilen auf, wenn eine freche Granate ganz in meiner Nähe niedergegangen war und schlief seelenruhig bis zum Abend weiter, wo die ganze Kompanie alarmbereit die Stellung zu besetzen hatte. Störend war am Anfang des Bombardements, daß die Japaner 2-3 km hinter unserer Front im Hafengelände mächtige Öltanks in Brand geschossen hatten, deren dicker Qualm, durch den Wind bis zu uns hergetrieben, wie eine schwarze Wolke über der Landschaft hing.

Der Hauptmann hatte mich mit der Führung eines Zuges für den Schützengraben mit meinen Rückenwehren längs des großen Hindernisses betraut. Am 4. November, nach einem Tage Alarmzustand, stürzte in der Dämmerung ein Unteroffizier zu mir und zeigte mir am vorderen Ende des Hindernisses nahe dem Werk ein großes schwarzes Loch. Verflucht! die Kerls hatten mit einem Stollen die Wand durchbohrt und konnten jeden Augenblick in geballten Mengen hier erscheinen. Ich ließ unser dort stehendes Maschinengewehr eine Garbe in den gähnenden schwarzen Tunnel feuern. Vom andern Ende meiner Stellung kam der Sergeant von drei österreichischen Maschinenkanonen angerannt, der es für geraten hielt, das Hindernis mit einer Lage seiner kleinen Granaten zu überstreuen, um den Feind von einem Durchbruchversuch abzuschrecken. Ich willigte ein. Auf das Gedonner hin eilte mein Hauptmann aus seiner Ruhestellung herbei, höchst ungehalten darüber, daß ich die Maschinenkanonen hatte feuern lassen, die er, wie ich wohl wußte, erst im äußersten Notfall einsetzen wollte. Ich hielt den Notfall wegen des Tunnellochs für gegeben. Ich sähe wohl Gespenster, meinte er, lief nach vorn und überzeugte sich von dem verdächtigen Loch. Er murrte nur noch wenig: "Nun werden wir erleben, daß diese dem Feinde bisher verborgenen Geschütze durch Artilleriebeschuß erledigt werden". Damit hatte er leider recht. Eine Lage von Granaten deckte am nächsten Morgen unsere Geschützstellung zu, ein Geschütz

wurde erheblich beschädigt, ein zweites aus seinem Lager gerissen, konnte aber wieder gerichtet werden, ein drittes blieb heil.

Der Tag verging in größter Unruhe, das feindliche Feuer hatte an Heftigkeit noch zugenommen. Der Feind hatte nachts mit seiner Infanterie grimmige Vorstöße gegen unsere Werke im Osten gemacht, war aber abgeschlagen worden. Wir ahnten, daß er in der kommenden Nacht auch unsere linke Flanke mit seinem Besuch beehren werde. Wenn mit einbrechender Dämmerung die Beschießung aufhörte und sonst nichts passierte, konnten wir immer noch im Dunkeln abwechselnd unsere nahen Ruhezöhlen aufsuchen. Da schreckte uns plötzlich ein heftiges Störungs- oder Sperrfeuer mit Schrapnells auf. Jetzt schlug für uns die Stunde. Zum Laufen durch die nassen Zickzackgräben zu unserer Stellung war keine Zeit mehr. Ich wagte es, mit meinen Leuten unter starkem Schrapnellfeuer durch offenes Gelände die Anhöhe hinaufzulaufen, bis wir alle, wie durch ein Wunder unverletzt geblieben, atemlos in unsern Schützengräben landeten. — Ich schritt die Stellung ab, ermahnte jeden Mann zur Tapferkeit und gab letzte Anweisungen zum Feuern. Eine Verstärkung durch freigewordene Kräfte der Matrosenartillerie stieß zu uns, unser Graben war dadurch gut und dicht besetzt. Jeder Mann hatte vor sich auf der Böschung einen stählernen Kopfschild mit einer Öffnung für den Gewehrlauf. Als das Sperrfeuer hinter unserm Rücken stoppte wußten wir, daß der kritische Moment gekommen sei. Im Lichte von Raketenschüssen aus Leuchtpistolen konnten wir deutlich Massen heranstürmender Japaner beobachten, die sich aber auf unsere ersten Salven hin sofort in gebührender Entfernung von den Hindernissen auf die Erde warfen und von dort ein wildes Gewehrfeuer eröffneten. Ihre Schüsse gingen regelmäßig zu hoch, unser Maschinengewehr fegte raternd dazwischen. Aus dem Tunnel kam niemand hervorgekrochen. Mein Sicherungsfeuer vom Vorabend hatte den Feind doch wohl abgeschreckt. Bisweilen sprangen die Japaner auf um vorwärts zu stürmen und unser Hindernis zu erreichen. Ihre Reihen brachen unter unserm Feuer zusammen. Ich hatte mir während des Gefechts noch einen Karabiner beschaffen können, mit dem ich mich voller Kampflust selbst am Schießen beteiligte. Aber an die Eigenart eines Karabinerschlosses nicht gewöhnt, stellte sich beim Einfüllen eines neuen Streifens immer wieder eine Ladehemmung ein, die der neben mir stehende Vizefeldwebel Dr. Seufert (Nachfolger Prof. Wilhelms an der

theol. Schule in Tsingtau) jedesmal beheben mußte, was uns beide vergnügte. Zwischendurch ging ich an der Reihe meiner Leute entlang, und wenn ich, was vorkam, einen Schützen traf, der anstatt genau über den Rand des Hindernisses ins Gelände zu feuern, sich duckte und das auf der Böschung liegende Gewehr anstatt damit zu zielen hoch in die Luft abfeuerte, gab es ein Mordsdonnerwetter. Auch ein alter Marinemaat suchte sich auf diese Weise gegen feindliche Kugeln zu schützen. Gegen Kopfschüsse hatten wir unsere Schilde. Jetzt hieß es, frei und aufrecht zu stehen und den Feind mit einem wohlgezielten Feuerhagel zu überschütten. Als er nicht gleich parierte, drohte ich, ihn abführen zu lassen. Das half. So standen wir alle fest und aufrecht und schossen unentwegt auf die Angreifer. Nur einzelnen gelang es, mit Scheren in unser Hindernis hinein-zuspringen. Sie endeten unter unserm Feuer. Im wildesten Kampfgewoge ging mit einem Donnerschlag in die gerade heranstürmende neue Reserve des Feindes eine von unsern Flatterminen in die Luft, rechtzeitig aus der Unterführung unter dem früher erwähnten Eisenbahndamm gezündet. Die Mine platzte haarscharf im gefährlichen Moment und riß einen Knäuel von Japanern auseinander; einige sah man in der Luft herumwirbeln. Ein tödlicher Schrecken, den wir durch Schnellfeuersalven noch erhöhten, schien die Angreifer zu lähmen. Wir fühlten, daß wir den Angriff zusammengeschlagen hatten. Die beiden Maschinenkanonen hatten ebenfalls ihre wie kleine Frösche herumphüpfenden Granaten über das Hindernis hinweg ins Gelände gegen die Japaner geschleudert.

Auch unsre Seitenstellung hatte den Gegner tatkräftig von vorne und in der Flanke zurückgeworfen. Gewehr- und Geschützfeuer konnten verlangsamt werden, auch der Feind sandte nur noch wenige Schüsse über unsere Köpfe hinweg, und wir konnten siegesfroh aufatmen. Einen schweren Verlust hatten wir aber erlitten: unser Hauptmann hatte gleich am Anfang des feindlichen Geschützfeuers von einer Schrapnellkugel einen Streifschuß bekommen. Die große Fleischwunde, aus der er allmählich viel Blut verlor, lief den Rücken hinunter. Er hielt tapfer bei uns aus und leitete hartnäckig das Gefecht weiter. Trotz Notverbands war das Blut aber nicht zu stillen, so daß er zu unserm großen Schmerz schließlich zur Hauptverbandsstelle getragen werden mußte. Die Verwundung war nicht gefährlich, wenige Tage später war er geheilt. Wir sahen ihn aber nicht wieder. Zu meiner Freude ließ er mir am nächsten

Morgen durch eine Ordonnanz Grüße bestellen und sagen, er freue sich nachträglich doch, daß die Maschinenkanonen gefeuert und dadurch einen Tunnelangriff verhindert hätten. Mit dieser Botschaft bewies er mir aufs neue und zum letzten Mal im Kampf um Tsingtau seine wahrhaft vornehme Gesinnung. —

Schmerzlich war für uns alle auch, als zwei Leute aus meiner Stellung tot vorbeigetragen wurden. Zwei, drei andere waren leicht verwundet worden.

Der Nachtkampf hatte etwa drei Stunden gedauert. Nun legte sich wieder mit unheimlicher Gegenwirkung für das Gemüt eine tiefe Stille über unsern Geländestrich. Wir verbrachten die Nacht, auf etwaige neue Sturmangriffe gefaßt, in der Stellung.

Am Morgen des 6. November übernahm an Stelle des Hauptmanns Schaumburg Kptlt. Freiherr von Saldern das Kommando über die Kompanie. Das wilde Bombardement des Feindes begann von neuem und hielt den ganzen Tag an. Unsre Artillerie, die schon fast ihre ganze Munition verschossen hatte, antwortete nur gelegentlich. Es war ein unfreundlicher und kalter Tag, aber wir waren nicht müde. Unser menschliches Gefühl ging zu den Feinden hinüber, die viele Tote und Verwundete vor unserer Stellung hatten liegen lassen. Es schnitt uns ins Herz, als wir Verwundete sich hilflos am Boden wälzen sahen. Wir hielten eine Rote-Kreuz-Fahne, um ihnen zu helfen, sie hereinzuholen und zu betreuen, aber der Feind achtete unser Flaggsignal nicht und schickte uns als Echo auf unsere menschlichen Absichten ein paar Schrapnellschüsse. Als wir abends zu mehreren in einem Unterstand beim wärmenden Punsch saßen, wären wir um ein Haar Opfer unsrer eigenen Artillerie geworden: ein stark ausgeschossenes Geschütz der Küstenbefestigung sandte einige viel zu kurz fallende Granaten in unsre Stellung. Als eine Granate unmittelbar vor unserm Unterstand platzte, sprangen wir wie die Hasen hinaus und nahmen volle Deckung.

An Schlaf war auch in dieser Nacht nicht zu denken. Die Posten wechselten einander ab, und wir gingen in unsern Stellungen auf und nieder. Als im Morgengrauen des 7. November in der Ferne Einzelheiten zu erkennen waren durchfuhr uns ein lähmender Schreck: erschüttert sahen wir hinter unsrer Front auf den Höhen von Tsingtau die japanische Flagge wehen! Der Feind war durchgebrochen, hatte die Höhen erstürmt und die Stadt erreicht. Tsingtau war verloren!! Unser Kampf war

zuende.... In verhaltenem Schmerz brachte niemand ein Wort heraus. Lange starrten wir auf die japanische Flagge, ob es keine Augentäuschung wäre, aber Ordonnanzen des Gouvernements brausten auf Motorrädern heran und meldeten die Kapitulation. Wir hätten die Waffen zu strecken und jede Kampfhandlung einzustellen. Das war das Ende.... Wir begriffen es nicht. Wo war der Feind durchgebrochen, den wir so mannhaft an unsrer Front abgeschlagen hatten? Wir wußten es nicht.

Wir legten Gewehre, Seitengewehre und Säbel zusammen und standen im trüben Morgenlicht, das langsam den Nebel durchbrach, fröstelnd herum, den Gegner zu erwarten, der teils zögernd und vorsichtig auf uns zukam, teils im Laufschrift auf das I-Werk V zu rannte und dort mit lautem Banzai! eindrang. Unsre Offiziere und Mannschaften waren bereits herausgetreten. Ein japanischer Major trat auf sie zu und sprach sie auf Japanisch an, das niemand verstand. Ich wurde gerufen und sagte einige Worte auf japanisch zu ihm, auf die er höflich und offensichtlich hocheifrig antwortete. Er fragte mich, wer ich sei usw. und wollte dann wissen, wo die übrige Werksbesatzung wäre. Hauptmann Sodan, der Werkskommandant, hatte mir schon gesagt, daß dies hier die ganze Besatzung sei. Der Major wollte es nicht glauben und behauptete Stein und Bein, das Werk sei von tausend Mann besetzt gewesen wie die übrigen Werke auch. Ich klärte ihn darüber auf, daß jedes Werk nur gegen 250 Mann gehabt hätte, und, die Verluste abgerechnet, stünde diese Zahl vor ihm. Er gab sich zufrieden. Unsre Kompanie rückte mit der Werksmannschaft zusammen. Ich vermittelte einige Anordnungen des japanischen Majors, wonach wir uns etliche hundert Meter rückwärts sammeln mußten. Der Major verließ uns. Bald standen wir, ohne von japanischen Offizieren oder Unteroffizieren beachtet zu werden, frei herum und bewegten uns wie wir Lust hatten. Nur gelegentlich erkundigte sich ein jap. Offizier oder Feldwebel nach unsern Leuten. Japanisch angesprochen, wurden sie zusehends freundlicher und unbesorgter als sie sahen, daß wir ohne Waffen harmlos und in unser Schicksal ergeben dastanden. Sie hatten nur den einen Wunsch: möglichst schnell in die Stadt zu gelangen. Verwundert sahen wir zu, wie alles in wilder Auflösung davonrannte, um in der Stadt die Früchte des Sieges einzuheimsen. Bald waren wir, von einigen Unteroffizieren abgesehen, uns selbst überlassen, endlich aber wurden wir von diesen aufgebaut und bald von

rechts, bald von links durchgezählt, ohne daß jemals die gleiche Zahl herauskam. Ich hörte das mit Staunen an. Inzwischen trafen von unserm rückwärtigen Gelände kleine Trupps, die Patrouillengänge oder dgl. Kommandos gehabt hatten, von je einem japanischen Soldaten geführt, bei uns ein. Auch diese kleinen Gruppen wurden von dem jap. Unteroffizier, der sie angebracht hatte, immer wieder überzählt und ängstlich abgesondert zum Beweis, daß der Betreffende gerade diese Männer zu Gefangenen gemacht hatte. Das beständige Abzählen der Haufen und die Addition, die niemals stimmen wollte, erregten Heiterkeit bei uns. Wir lachten, und die Japaner lachten mit, ohne den Grund unserer Heiterkeit zu kennen. Schließlich war unsere Kompanie beisammen, und wir lagerten uns, müde vom langen Stehen, rechts und links von einem Feldweg, der nach Tsingtau führte, um auszuruhen. —

Die Lachsalve

Nun erst kam uns die Trostlosigkeit unserer Lage voll zum Bewußtsein: wir waren Kriegsgefangene.... Obwohl der tragische Ausgang des Verteidigungskampfs um Tsingtau von vornherein feststand — was wollten wir 4.000 Mann mit dürftigsten Befestigungsanlagen, sehr knapper Munition und ohne Aufsicht auf Entsatz gegen den Ansturm eines 60tausend Mann starken Heeres auf unserm isolierten Posten auch ausrichten? — war das Ende dennoch rascher als erwartet gekommen. Noch vorgestern abend hatten wir auf der linken Flanke in nächtlichen Vorstößen jeden Angriff des Feindes abgeschlagen. Er mußte rechts von uns durchgebrochen sein und unsere Stellungen überrannt haben. Wie es gekommen war wußten wir noch nicht. Verbindung zu den ostwärts gelegenen Truppenteilen bestand nicht.

Die graue Stimmung, der bleiche Himmel, der rauhe Seewind, die Kälte, die uns erschauern machte, das alles ließ uns das Elend doppelt drückend fühlen. Gespräche wollten nicht in Gang kommen. Wer in seinem Brotbeutel noch etwas zu beißen fand, versuchte nach durchwachter Nacht den nagenden Hunger an einer Brotrinde zu stillen oder fand eine Zigarette, die Gedanken abzulenken. In Müdigkeit versunken saßen wir auf der Erde. Da rief plötzlich einer unsrer jungen Oberleutnants: "Da kommen ja Engländer!" Weiß Gott, zwei Engländer kamen dahergeritten. Wir wußten, daß eine Abteilung Briten aus der

Garnison Tientsin am Kampf um Tsingtau beteiligt gewesen war. Die Japaner hatten sie nicht in die vordersten Linien gelassen, aber wir hatten ihre Anwesenheit längst bemerkt, und wo immer eine ihrer hohen Khakihelmspitzen aufgetaucht war, hatten wir spontan unser Feuer auf sie gerichtet. Doch viel Gelegenheit zu solchen Vetterngrüßen hatten sie uns nicht gegeben.

Zwei Reiter also — sie kamen näher... "Ha, den vordersten Kerl kenne ich. Das ist ein Leutnant aus Tientsin, habe ihn oft im Kasino getroffen", sagte der Oberleutnant, "wißt ihr, was wir machen? Den wollen wir mal mit einer Lachsalve begrüßen. Stellt euch hier an den Wegrand, ich gebe ein Zeichen, und dann aus vollem Halse losgelacht!"

Wir hatten auf beiden Seiten des Wegs Spalier gebildet, jetzt winkte der Oberleutnant und ... "Krach!" ging es los: Ein donnerndes Gelächter aus hundert rauhen Soldatenkehlen, ein "ha, ha, ha — hi, hi, hi — hu, hu, hu" durcheinander, ein Krähen, Kreischen, Grunzen, Quieken, Meckern in dröhnendem Baß und schmetterndem Tenor, im ersten Moment gekünstelt, nachgeäfft klingend, eine Farce, aber wie einzelne sich dabei den Bauch hielten, sich krümmten, Grimassen schnitten und vor Vergnügen am Spaß von einem Bein aufs andere hüpfen, das war unverstellte Heiterkeit. Ein Höllengelächter in allen Tonlagen und Tonfarben rollte in Wogen auf und ab über die ganze Kolonne hin und hin und wider und her und hin....

Und der Engländer? Er schien halten zu wollen, sein Gaul stutzte... dann setzte er ihn wieder in langsamen Trab. Was sollte er tun? Verwirrt und verlegen lächelnd legte er die Rechte an den Helmrand und...grüßte! Mit einem Schlage brach das Lachen ab. Nach dem Dröhnen und Brausen ein Augenblick atembeklemmender Stille: der Mann hatte auf unsre Spott- und Hohn- Ovationen mit militärischem Gruß reagiert....

Wir sahen uns an. Der Reiter war mit seinem Burschen an uns vorbeigesprengt. Nachdenklich blickten wir ihm nach. Was war geschehen? und was ging in uns vor?

Wir kamen zur Besinnung.

Wir hatten dem Engländer unsere Verachtung gezeigt, da England mit Japan im Bunde stand und die Sache des weißen Mannes verriet...und die Reaktion des Engländers auf unser Hohngelächter? Hatte der Reitersmann nur aus Verblüffung und Verlegenheit mechanisch seine Rechte zum Helmrand erhoben — oder war es mehr? War seine Haltung nicht doch der Ausdruck überlegenen Menschentums, das ihn unbekümmert um

unsern Spott dazu trieb, dem geschlagenen tapferen Gegner trotz seines Grimms Achtung zu erweisen und ihn wie einen Waffengefährten militärisch zu grüßen??

Niemand sprach ein Wort. Lange standen wir schweigend, von Gefühlswallungen zerrissen, sinnend — und schließlich beschämt, weil angerührt vom Hauch reiner Menschlichkeit.

Hatten wir eine Lektion empfangen? —

Die Kapitulation

Am Nachmittag erreichte mich der Befehl, zu unserm Stab in die Moltke-Kaserne zu kommen. Ich wurde vom Gouverneur und Kpt. Saxer gebeten, als Dolmetscher an den Kapitulationsverhandlungen mit den Japanern teilzunehmen. Die Kaserne und die übrigen Gebäude waren von japanischen Truppen besetzt, die uns frei herumgehen ließen. Um 5 Uhr kündigte ein japanischer Offizier den japanischen Chef des Stabes mit Gefolge an. Der Gouverneur überließ die Verhandlungen seinem Stabschef Kpt. Saxer und höheren Marineoffizieren. Als Generalmajor Yamanashi erschien, nahmen wir an einer langen Tafel Platz, auf der einen Seite die Deutschen, auf der andern die Japaner. General Yamanashi, ein großgewachsener Mann, begrüßte uns mit einigen freundlichen Worten über unsern tapfern Widerstand. Er bedaure, nunmehr die Übergabe von uns fordern zu müssen. Neben ihm saß der Kommandant der Blockadeflotte, auch ein sich bescheiden zurückhaltender offensichtlich etwas verlegener englischer Major war dabei. Mir gegenüber saß ein japanischer Hauptmann, der etwas Deutsch verstand und der die einleitenden Worte Yamanashis, mit denen er uns die bereits japanisch ausgeschriebenen Kapitulationsbedingungen in zwei Dokumenten vorlegte, auf deutsch erklären sollte. Das geriet nur stockend, und ich griff gelegentlich ein. Gegen die Hauptbedingungen konnten wir kaum Widerspruch erheben. Verlangt wurde die Abwanderung in die Kriegsgefangenschaft (ohne irgendwelche Waffen) aller zum aktiven Militärdienst gehörenden Männer zuzüglich der zur Armee und Marine gehörenden Beamten, Übergabe aller Batterien, Waffen, Munition, staatlichen Gebäude, Werften und Wasserwerke, des ganzen Proviantes und staatlichen Vermögens einschl. des Aktenmaterials, der Kriegsschiffe und anderer Schiffe. Einzelne Punkte wurden kurz erläutert und hie und da mit einer gewissen Nachgiebigkeit von japanischer Seite geregelt. Entscheidend war für

Kapt. Saxer, daß die Offiziere als Zeichen ihrer Tapferkeit ihre Säbel behalten durften. Yamanashi erklärte, hierzu erst die Genehmigung des Kriegsministeriums in Tokyo einholen zu müssen. Telegrafischer Bescheid sei in 3-4 Stunden zu erwarten. Bis dahin wurden die Verhandlungen vertagt. Gegen 10 Uhr abends wurden sie fortgesetzt. Das Kriegsministerium hatte unsern Wunsch genehmigt.

Sodann wurden die von den Japanern gestellten Übergabedingungen näher besprochen, wofür Kommissionen aus japanischen und deutschen Offizieren bestehend einzusetzen waren. Gegen Mitternacht wurden die nur wenig revidierten Kapitulationsdokumente von beiden Seiten gezeichnet und gesiegelt, und ich erhielt von Kpt. Saxer den Auftrag, noch in der Nacht eine genaue Übersetzung anzufertigen. Hierzu begab ich mich mit einem Schreiber des Stabes in die Geschäftsräume und machte mich an die sehr heikle Arbeit. Ich hatte die Schriften zuvor mit dem Deutsch verstehenden japanischen Hauptmann flüchtig durchgelesen. Die genaue Übersetzung ohne alle Hilfsmittel war aber schwierig. Ich brauchte dazu vier Stunden incl. der dem Sekretär diktierten Reinschrift, die sofort an Kpt. Saxer abgegeben wurde. Ich füge sie als Denkwürdigkeit und als meine letzte unserm Stab geleistete Arbeit dieser Chronik als Anhang an. Ich bemerke dazu, daß die Verhandlungen sich, wie ich bezeugen kann, von beiden Seiten in höflichsten Formen abgespielt haben. General Yamanashi und sein Gefolge traten sehr einfach und nicht nur höflich, sondern oft geradezu freundlich auf ohne gespreizten Siegerstolz zur Schau zu tragen. Ich habe auch weiterhin von General Yamanashi den Eindruck eines sehr korrekten und ritterlichen, auch die menschliche Seite nicht außer acht lassenden Offiziers gehabt. Ich erwähne das, weil ich, als Yamanashi später als Generalgouverneur von Korea in Mißkredit geraten und von der öffentlichen Meinung verunglimpt worden war, nie an seinem untadeligen Charakter gezweifelt habe. —

Mit starkem Kaffee und Zigarren hatte ich mich munter gehalten und wollte nun endlich, wie bereits arrangiert, mit einem der noch vorhandenen Autos des Stabes zum Prinz Heinrich-Hotel fahren. Kpt. Saxer hatte entsprechende Order erteilt. Ich konnte den Wagen aber erst nach einem heftigen Auftritt mit einem aktiven Marineoffizier erhalten, der noch zu dieser Stunde glaubte, die wenigen verbliebenen Wagen für sich und den Stab allein reservieren zu können. Ich mußte ihm

damit drohen, Kpt. Saxer, der schon schlief, mobil zu machen, ehe er Vernunft annahm. —

Eine letzte böse Erfahrung aus dem Bombenkeller war, daß mir mein ganzes von der Front mitgebrachtes Privatgepäck mit Mänteln, Wäsche, Toilettegegenständen, besonders dem Rasierzeug, geklaut worden war, aber solche Kleinigkeiten fielen von mir ab.

Alle Erlebnisse der letzten Tage drängten sich auf der nächtlichen viertelstündigen Fahrt zum Hotel in mir in dem Gefühl zusammen, von schwerem Druck befreit zu sein. Jetzt hüllte mich wie mit tiefem Geheimnis die unheimliche Stille der Nacht, die tiefe Ruhe nach dem unaufhörlichen Donner der Geschütze ein. — Ich klopfte den Wirt Hundertmark heraus. Das Hotel war verrammelt, überall Totenstille, kein einziger Gast, kein Licht, kein Wasser, aber endlich, endlich — ein Bett! Der freundliche Wirt versprach mir für den nächsten Morgen Wasser und Rasierzeug.

Ich erwachte gestärkt erst gegen Mittag, säuberte mich soweit das mit sehr wenig Wasser möglich war und brachte mich in einen menschenwürdigen Zustand. Den eine Woche alten Bart hatte ich mir schon am Vortage für die Kapitulationsverhandlungen abrasiert.

Dann eilte ich zu der von Kamerad Gutmann und mir kurze Zeit bewohnten Villa am Hafenviertel, um mein dort stehendes großes Gepäck zu inspizieren. Der Wirt hatte mir schon von Plünderungen erzählt, ganze Banden seien in die Amtsgebäude und Wohnhäuser eingedrungen und hätten alles Wertvolle daraus geraubt. Außer japanischen Soldaten hatten sich wohl auch Chinesen an diesen Raubzügen beteiligt. General Yamashi hatte aber auf die Beschwerde unseres Stabes hin sofort eisern durchgegriffen und Ruhe und Ordnung geschaffen. Mir ahnte nichts Gutes, und ich sah schon an der Haustür, daß Diebe dagewesen sein mußten. Eine Füllung der Tür war herausgeschnitten worden, ich konnte leicht hindurchkriechen und erblickte sofort das Desaster: alle Koffer waren erbrochen, z.T. aufgeschnitten. Viele Gegenstände lagen verstreut umher. Die Diebe hatten es anscheinend nur auf Wertgegenstände abgesehen gehabt. Ich vermißte u.a. eine Brillantnadel und Teile meiner Offizier-Galauniform.

Gutmann war mit andern Kameraden sofort in die Gefangenschaft abgeführt worden. Im Klub traf ich nur Offiziere vom Stab und sonstige Tsingtauer Bekannte. Dort wurden mit merk-

würdigerweise sogleich einige Teile meiner Uniform übergeben, auch mein Kreditbrief auf die Deutsch-Asiatische Bank. Vieles hatten die Strauchdiebe wohl aus Angst vor Bestrafung auf die Straß geworfen. Die sich schon regende erleichterte, ja fast fröhliche Stimmung bei guter Atzung im Klub wurde durch die Nachricht erschüttert, daß mein alter Freund Gustav Hagmann am 5. November vor seinem I-Werk II gefallen war. Er hatte morgens den Befehl erhalten, von einem am Rande des großen Hindernisses befindlichen kleinen Wachturm aus nach dem Feinde Ausschau zu halten. Vor jedem Werk waren zwei oder drei nur eben bis zum Rand des großen Hindernisses emporragende Beton-Wachttürme errichtet gewesen, sämtlich mit einem Beobachtungsposten besetzt. Der Feind hatte sich vorgenommen, an diesem Tage die Wachttürme zu zertrümmern, die er längst gesichtet hatte. Alle Beobachter hatten ihre Posten verlassen als sie unter Feuer genommen wurden, nur Hagmann, der wackre Berliner Junge, hatte befehlsgemäß ausgeharrt. Eine Granate hatte ihm den Rücken zerschmettert. Sein Verlust schmerzte mich sehr tief. Nach unserer Ankunft in Tsingtau hatten wir nur gelegentlich kurze Briefchen ausgetauscht. Ich hörte, daß er unter dem Trauergeleit seiner ganzen Kompanie noch am Abend des gleichen Tages beim Werk beigesetzt worden war.

Am nächsten Tag erreichte mich der Befehl, als Mitglied der Verwaltungskommission bei der Übergabe des Schriftwechsels und Rechnungswesens des Gouvernements mitzuwirken. General Yamanashi nahm persönlich daran teil. Er war zu mir von gewinnender Freundlichkeit, nahm alle Erklärungen beim Öffnen der Aktenschränke anstandslos entgegen und zeigte sich mir als ein sehr klar denkender, kurz und energisch Befehle erteilender Kommandeur. Ein zugezogener japanischer Professor der Volkswirtschaft, der von mir genau über den Inhalt jedes einzelnen Aktenstücks aufgeklärt sein wollte, wurde, nachdem er verschiedentlich schon vom General zurechtgewiesen worden war, bei einer neuen Unterbrechung dermaßen verdonnert, wie ich das weder vor — noch nachher jemals bei Japanern erlebt habe.

Diese Aufgabe beschäftigte mich einige Tage, vollzog sich aber dank der von Yamanashi geleiteten kurzen Verhandlungen glatt und reibungslos. Er dankte mir freundlich.

Am 9. November nahm ich an der Trauerfeier für die Gefallenen und der Beisetzung der zuletzt noch gestorbenen Kameraden auf dem Friedhof von Tsingtau teil. Garnisons-

Oberpfarrer Winter hielt eine ergreifende Trauerrede und schloß mit der Hoffnung auf eine Rückkehr Tsingtaus in deutschen Besitz. Dieser Wunsch hat sich leider nicht erfüllt. Etwa Mitte November schlug auch für mich die Stunde des Abschieds und Abmarsches von Tsingtau zusammen mit andern Nachzüglern, die gleich mir mit den Übergabeverhandlungen und Aufräumungsarbeiten zu tun gehabt hatten. Wir waren wohl noch über 100 Mann. Ich fand schnell Anschluß an zwei mir sympathische Altersgenossen: Marinebaurat Langenbach und Lt. d.R. Trittel, der, aus dem Kiautschoudienst kommend, Bezirksamtmanngewesen war. Wir drei wanderten vergnügt mit unsern Burschen und allerhand Gepäck zu dem uns angewiesenen Versammlungsort Taitungchen, etwa eine $\frac{3}{4}$ Stunde Wegs von unsern nun verlassenen Werken aus. Wielange wir dort bleiben würden, war unklar. Wir richteten uns in einem verschont gebliebenen chinesischen Gehöft ein, das immerhin noch ein regendichtes Dach und einige Räume mit unzerstörten Wänden aufwies. Langenbach bewies sein hervorragendes technisches Geschick und seine große Findergabe, so daß wir schon bei Dunkelwerden vor einem gemütlich in einem eisernen Ofen prasselnden Feuer sitzen konnten. Wo er diesen Ofen aufgetrieben, ein Rohr gefunden, Lehm und Brennholz sich verschafft hatte war uns rätselhaft, es kam uns wie ein Wunder vor. Die Burschen, die ihm hatten helfen müssen, waren nach Tsingtau zurückgeschickt worden, um uns zu der reichlich vorhandenen Furance die nötigen Getränke zu besorgen! Bald war alles zur Stelle: Rotwein, Rum, Kognak, Tee und Kaffee, und so wurde ein fröhlicher erster Abend mit Skatspielen eingeleitet, das sich in den nächsten Tagen zu wahren Dauersitzungen auswuchs. Das Besorgen einer Schlafstelle hatte dem guten Langenbach aber viel Kopfzerbrechen gemacht. Auf den Steinfliesen des chinesischen Raums zu nächtigen wäre fatal gewesen. Tatsächlich fand er ein zerfallenes Bettgestell mit einem Drahtgeflecht, und darauf haben wir zu Dritt drei Nächte lang in der Weise geschlafen, daß wir quer nebeneinander lagen und die Beine auf kleine Holzschemel ausstreckten. Bequem war das nicht, oft fror uns auch, aber mit gehöriger stärkender Erwärmung im Leibe konnten wir ganz gut der Ruhe pflegen. Wir ließen uns auch nicht durch die Nachbarschaft einer chinesischen Leiche stören, die wir schon am ersten Nachmittag in einem unverschlossenen Sarg neben unserm Wohnraum entdeckt hatten. Es war ein alter Chinese in vornehmer Gewandung, der dort

den ewigen Schlaf schlief.

Am vierten Morgen nach dem provisorischen Aufenthalt in dem Chinesendorf hatte sich der restliche Zug befehlsgemäß in Richtung auf den Hafen Shatsykou zur Einschiffung nach Japan in Marsch zu setzen. Das größere Gepäck wurde von chinesischen Kulis auf Rikshas befördert unter der Aufsicht unserer Burschen, die den wertvolleren Teil des Handgepäcks auf dem Rücken trugen. Wir marschierten auf guten Straßen über Höhen und durch Täler im Sonnenschein und in frischer Herbstluft etwa vier Stunden in loser Ordnung und unbelästigt von den uns begleitenden japanischen Mannschaften. Es war ein langer Troß von Menschen und Rikshas, der durch die Landschaft zog, ein Bild wie im tiefsten Frieden.... Bucht und Hafen von Shatsykou lagen an der östlichen Seite der Halbinsel, nördlich des Laushangebirges, das mit seinen felsigen Höhenzügen in der Vormittagssonne herüberschimmerte. Mittags erreichten wir die Bucht und die Hafenanlagen, wo schon der japanische Dampfer "Kasuga Maru", ein Schiff von mehreren tausend Tonnen, auf uns wartete. Die Einschiffung und die Verladung des Gepäcks gingen rasch und ordentlich zu. Für die Offiziere waren Kabinen vorgesehen, und unser Trio erhielt mit noch einem Kameraden einen größeren Raum mit je zwei übereinander liegenden Betten angewiesen. Gegen Abend lichtete der Dampfer die Anker. Wir grüßten im Abendlicht zum letztenmal die Höhenzüge von Tsingtau und nahmen Abschied von der Stätte unserer Kämpfe.